

KONstruktiv 293,

Alt Jetzt Neu „Moderne Architektur im Dialog
mit der historischen Stadt gewährleistet
das qualitätsvolle Weiterbauen im
21. Jahrhundert und baut Brücken zwischen
Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.“

Inhalt	3	<u>Editorial, Pendls Standpunkt</u>
	4	<u>Puntigams Kolumne, Dusls Schwerpunkt</u>
	5	<u>Standpunkte: Rudolf Kolbe, Klaus Thürriedl, Christian Aulinger</u>
	6	<u>Plus / Minus: Denkmalschutz: Erstarrte Festung oder wandelbares Instrument?</u> André Krammer
7		<u>Alt Jetzt Neu</u>
8 – 11		Über das Neue in der Technik Boris Groys im Gespräch mit Sebastian Jobst
12 – 15		Brücken- und Kahlschlag Denkmalschutz in Salzburg Norbert Mayr
16 – 17		Architekturtage 2014 Alt Jetzt Neu
18 – 22		Perspektivverschiebung Über den zweiten Blick auf vermeintlich Altbekanntes Sebastian Jobst im Dialog mit superuse studios, raumlaborberlin und Fattinger Orso Architektur Wien
22 – 24		Siloland Alt, staubig und modern Heidi Pretterhofer, Dieter Spath
25 – 28		Urban Mining Rohstoffe in Nicht-Wohngebäuden Liselotte Schebek, Jan Wöltjen, Yunbo Li, Britta Miekley, Benjamin Schnitzer, Christoph Motzko und Hans-Joachim Linke
32 – 34		Das Regierungsprogramm aus Sicht der ZiviltechnikerInnen Georg Pendl, Rudolf Kolbe
34		Verschenkte Erlöse?
36 – 39		Die Mauern und das Leben Wolfgang Freitag
40 – 41		<u>Aus dem Wettbewerb Empfehlungen Jüngste Entscheidung Krassnitzers Lektüren</u>
42		<u>Porträt Margherita Spiluttini</u> Anna Soucek
43		<u>Fehlannonce, Das nächste Heft</u>
44		<u>Von oben</u>

Impressum Medieninhaber und Herausgeber	KONSTRUKTIV 293 Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten (bAIK) 1040 Wien, Karlsplatz 9 T: 01-505 58 07-0, F: 01-505 32 11 www.daskonstruktiv.at
Erscheinungsweise Auflage Einzelpreis Abopreis pro Jahr	vier Mal jährlich 14.500 Stück 9,00 Euro 24,00 Euro
Redaktion, Anzeigen & Aboverwaltung	art: phalanx Kunst- und Kommunikationsbüro Clemens Kopetzky (Geschäftsleitung) Susanne Halder, Sebastian Jobst, Heide Linzer 1070 Wien, Neubaugasse 25/1/11 T: 01-524 98 03-0, F: 01-524 98 03-4 redaktion@daskonstruktiv.at, anzeigen@ daskonstruktiv.at, abo@daskonstruktiv.at
Redaktionsteam	
Redaktionsbeirat	Walter Chramosta (Architekturpublizist), Gerald Fuxjäger (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Steiermark und Kärnten), Georg Pendl (Präsident der bAIK), Rudolf Kolbe (Vizepräsident der bAIK und Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Oberösterreich und Salzburg), Sabine Oppolzer (Kulturjournalistin), Wolfgang Pauser (Konsumforscher & Berater), Walter Stelzhammer (Präsident der Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Wien, Niederösterreich und Burgenland)

Lektorat	Dorrit Korger Gassner Redolfi, Schlins Bohatsch und Partner, Wien
Gestaltung	vektorama. grafik.design.strategie Wien
Druck	Ueberreuter Print GmbH, Korneuburg Gedruckt auf SoporSet Premium
Abbildungen F. = Fotograf A. = Architekt	Seite 4: Ingo Pertramer, Andrea Maria Dusi // Seite 5: Otto Hainzl, bAIK // Seite 7: A + F raumlaborberlin // Seite 9: Boris Groys // Seite 10–11: A + F raumlaborberlin // Seite 13: A raumlaborberlin F Marco Canevacci // Seite 14–15: A Fattinger Orso Architektur F Peter Fattinger // Seite 16–17: vektorama. grafik.design.strategie, Wien // Seite 19: A Fattinger Orso Architektur, in Kooperation mit Michael Rieper Sebastian Schubert, architekturbild.at // Seite 20: A Fattinger Orso Architektur F Peter Fattinger // Seite 21: A + F superuse studios // Seite 23–24: Pretterhofer/ Spath // Seite 26–28: A + F superuse studios // Seite 30: Eric Allix Rogers // Seite 32–39: vektorama. grafik.design.strategie, Wien // Seite 42: Iris Ranzinger // Seite 43: Matteo, Andreas Balon // Seite 44: Benedikt Groß
	Die Redaktion ersucht diejenigen Urheber, Rechtsnachfolger und Werknutzungsberechtigten, die nicht kontaktiert werden konnten, im Falle des fehlenden Einverständnisses zur Vervielfälti- gung, Veröffentlichung und Verwertung von

Werkabbildungen bzw. Fotografien im Rahmen
dieser Publikation um Kontaktaufnahme.
Das Gestaltungskonzept dieser Zeitschrift ist
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung
außerhalb der Grenzen des Urheberrechts ist
unzulässig. Die Texte, Fotos, Plandarstellungen
sind urheberrechtlich geschützt.

Offenlegung gemäß § 25 Mediengesetz ist auf
www.daskonstruktiv.at veröffentlicht.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben
ausschließlich die Meinung des Autors wieder,
die sich nicht mit der des Herausgebers oder
der Redaktion decken muss. Für unverlangte
Beiträge liegt das Risiko beim Einsender. Sinn-
gemäße textliche Überarbeitung behält sich
die Redaktion vor.

Die Zeitschrift sowie alle in ihr enthaltenen
Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich
geschützt.

Zugunsten der Lesbarkeit wird, wenn von den
Autorinnen und Autoren nicht anders vorgesehen,
auf geschlechtsspezifische Endungen verzichtet.

Das Zitat auf dem Titel wurde dem Text von
Norbert Mayr entnommen.

Editorial

Nicht nur die Zeit macht die Begriffe Alt und Neu unterscheidbar, denn das ambivalente Paar ist zu einem gewichtigen Maß von seinem Kontext abhängig, und so zeigt sich in der Technik sowie in der Architektur, dass Neues auch im eigentlich Alten zu finden ist. Dies gilt für Ideen wie auch für Rohstoffe, Urban Mining meint die Verwertung verbauter Rohstoffe, die in abbruchreifen Industriebrachen, aber auch in kleineren Immobilien schlummern und mit dem nötigen Know-how in den Produktionskreislauf rückgeführt werden können. Ebenso beschäftigen sich viele Architekturbüros mit der Um- oder Wiederverwer-

tung von Materialien und loten dabei gleichzeitig im Rahmen oftmals temporärer Projekte die Grenzen konventioneller Baulogiken aus. Hier zeigt sich die Ambivalenz des Begriffspaares besonders augenscheinlich, denn sowohl physisch als auch konzeptionell trifft in diesen Projekten Neues auf Altes. Doch während in der Technik das Neue gleichbedeutend mit dem verbesserten Update und somit mit dem Ersatz des Alten ist, folgt die Sphäre der Kultur dem Prinzip der Ergänzung – Altes wird durch Neues nicht hinfällig, sondern erhält dadurch in manchen Fällen sogar mehr Relevanz. Entsprechend schwierig ge-

staltet sich also die Frage nach dem Erhaltenswerten und Erneuerbaren im Feld des Denkmalschutzes, auf dem Technik und Kultur gleichermaßen im Begriff der Baukultur aufeinandertreffen. So zeigt sich, dass auch technische Infrastrukturbauten wie Brücken im historischen Kontext neue kulturelle Relevanz in urbanen Landschaften erhalten. Diese Perspektiven auf das Leitthema der Architekturtagung 2014 „Alt Jetzt Neu“ gehen immer auch dem Thema nachhaltigeren Umgangs mit der gebauten Umwelt nach. Sebastian Jobst ■

Pendls Standpunkt

Diesmal nutze ich diesen Text als Hinweis auf einen Text im Heft, den ich dringend zu lesen empfehle.

Wolfgang Freitag, unter anderem verantwortlich für die redaktionelle Betreuung der Architekturkritiken im „Spectrum“, der Samstagbeilage der Presse, schreibt nicht nur über seine persönliche Erfahrung als Bauherr mit einer Architektin, sondern über die Stellung des Berufs im Baugeschehen, über die Berichterstattung, ... aber bitte lesen sie selbst. Der Autor hat zu meiner Freude zugestimmt, dass wir den Text, der im „Spectrum“ am 18. Jänner erschienen ist, im KONstruktiv veröffentlichen.

Noch nie hat mir ein Artikel derart aus der Seele, dem Herzen gesprochen, insbesondere im Hinblick auf die Wertigkeit von Architektur und das Bauen für den Alltag, für die ursächlichen Bedürfnisse der Menschen, wohnen, arbeiten, leben im öffentlichen Raum. Diese Alltagsarchitektur tritt allzu oft gegenüber der Sonn- und Feiertagsarchitektur in den Hintergrund, die zwar ihre herausragende Bedeutung hat, jedoch leider ablenkt von den breiten Problemstellungen des Berufs, ablenkt von den unzähligen weniger spektakulären, sensationellen, aber auch weniger teuren Projekten.

Diese Haltung ist aus meiner Sicht absolut im Sinn der Berufsvertretung, ein Blick auf die Ergebnisse unserer letzten Umfrage/Erhebung, die seit kurzem auf der Website der bAik herunterzuladen ist, bestärkt mich in dieser Haltung.

Für mich bedeutet es aber, dass die Berufsvertretung sich als Anwalt beider Richtungen, des Hochglanzes wie des Alltagsauglichen, zu verstehen hat und man bei all dem aber nicht vergessen darf, dass vor nunmehr vierzehn Jahren genau aus dem Grund die Architekturtagung geschaffen wurden. Nämlich um niederschwellig, aber effektiv und flächendeckend die Vielzahl an Variationen von österreichischer Architektur genau jenen näherzubringen, die sie stets um sich haben: den Menschen. In diesem Sinne bringen „die Mauern und das Leben“ in jeder Hinsicht Mensch und Architektur näher zusammen.

Alt Jetzt Neu ist das Thema der kommenden Architekturtagung (16. und 17. Mai), die nun seit 2002 biennial zum siebten Mal stattfinden. Eine Veranstaltung, die österreichweit mittlerweile auch in vielen kleinen Gemeinden an 2 Tagen stattfindet und die eine gemeinsame Anstrengung der Berufsvertretung und der Architekturstiftung mit ihren Mitgliedern, den Architekturbüros, ist.

Das Grundkonzept einer Veranstaltung, die anstelle einer zentralen Veranstaltung über das ganze Land reicht, spiegelt nicht nur die Verschiedenartigkeit der österreichischen planenden Szene wider, sondern ist damit auch europaweit einzigartig. Durch die gemeinsame Regie, Bewerbung, auch Thematik gelingt es ein sehr „breites“ Publikum zu erreichen, beim letzten Mal waren das numerisch über 35.000 Menschen.

Alt und Neu in einem Land, in welchem das Bauen im Bestand immer stärker an Bedeutung gewinnen wird, in welchem es einen starken und angemessen agierenden Denkmalschutz und zahllose Landesgesetze und entsprechende Gremien zu dieser Thematik gibt und welches dadurch Konstrukte wie jenes des Weltkulturerbes durchaus entbehren kann. Die vorgenannten agieren entlang klarer Vorgaben und entsprechender Verfahren, geben insofern dem Bauherrn wie dem Architekten Rechtssicherheit und sind offensichtlich auch in diesem Sinne angemessen, um das Thema Alt und Neu oder Bauen im Bestand gut abzudecken. Georg Pendl (Präsident der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten) ■

Nachhaltigkeit mit Sternchen



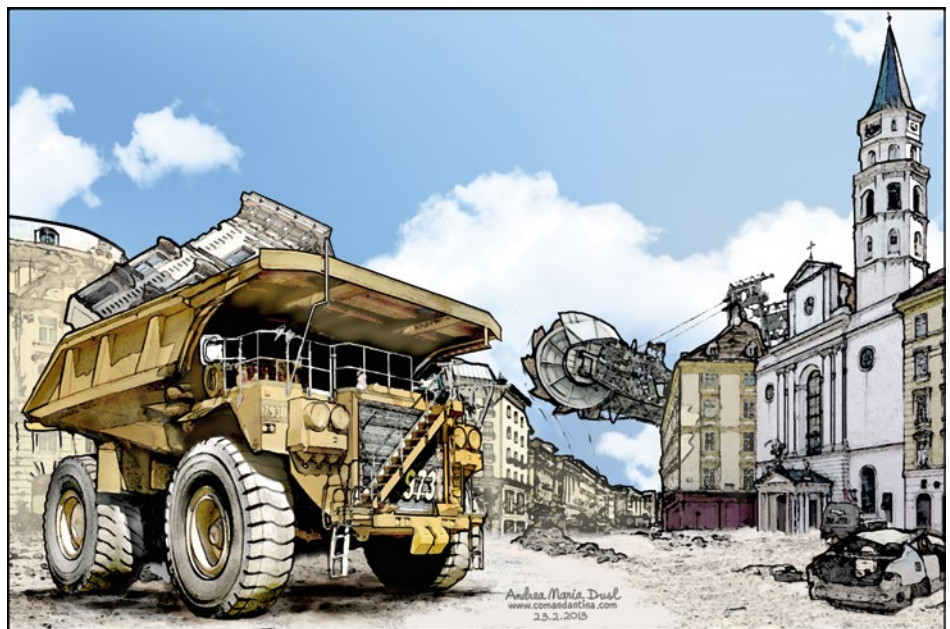
Martin Puntigam

Kabarettist, Autor und MC der Science Busters

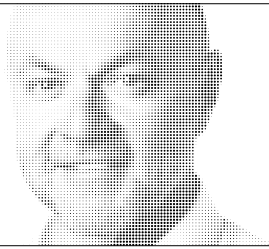
Falls Sie sich fragen, wie man eigentlich einen Stern wie unsere Sonne baut und was man dafür einkaufen muss, so kann ich ein wenig helfen. In seiner Geburtsstunde vor circa genau 13,8 Milliarden Jahren war das heutige Universum, nach all dem, was wir bislang wissen, eine Singularität, also ein Punkt ohne Ausdehnung mit extrem hoher Masse. Ob sie es also aus dem Kreuz heben oder in die Knie gehen, ist da egal. Aber schon wenig später, genauer gesagt nach 10^{-30} Sekunden, kann man sich das Universum als Kugel mit einem Zentimeter Durchmesser vorstellen. Sehr schematisch natürlich. Mag man sich denken: „Ein Zentimeter ist auch noch nicht besonders groß.“ Aber für ein Universum, das in der ersten 10^{-43} -tel Sekunde noch punktförmig war, ohne Raum und Zeit, ist das eine tolle Leistung. Verzehnhochfünfzigfachen Sie einmal Ihre Ausdehnung in 10^{-30} Sekunden, dann reden wir weiter. Im ersten Bruchteil einer Sekunde nach dem Beginn des Universums wurde extrem viel Energie frei, was zu einer plötzlichen gewaltigen Ausdehnung des gesamten Raums führte, die bis heute kein Ende gefunden hat. Rund 100 bis 200 Millionen Jahre danach haben sich auf-

grund der Schwerkraft dichte Gaswolken gebildet und aus diesen wiederum gigantische Sonnen. Diese waren allerdings noch um ein Vielfaches schwerer als unsere heutige Sonne. Und haben deshalb früher einen Schlaganfall bekommen, wenn man so will. Sie haben nur kurze Zeit gebrannt, manche nur 25.000 Jahre, was für eine Sonne echt nicht viel ist. Aber dabei wurden im Inneren dieser Sonnen alle Elemente vom Kohlenstoff bis zum Uran erzeugt. Als sie ausgebrannt waren, sind diese gigantischen Sonnen nicht mit Burn-out in Krankenstand gegangen, sondern explodiert. Binnen kürzester Zeit wurde so sehr viel Material ins All geschleudert. Wohin auch sonst. Und aus diesem Sternenrestmüll haben sich in den darauffolgenden 200 bis 500 Millionen Jahren neue, kleinere Sonnen gebildet. Zuerst waren es wieder nur große Gas- und Staubwolken, aber mit der Zeit formten sich aus diesen Wolken einzelne dichte Gaskugeln, die dann zu leuchten begannen. Und fertig waren neue Sterne wie unsere Sonne. Wobei neu fast ein wenig übertrieben ist. Denn wenn man es genau nimmt, ist unsere Sonne eigentlich ein Secondhandstern aus Explosionsabfällen. ■

Dusls Schwerpunkt



Alles ist gut



Rudolf Kolbe
Vizepräsident der Bundeskammer der Architekten
und Ingenieurkonsulenten

Alles ist gut? Der Gewinnfreibetrag ist also doch nicht ganz abgeschafft worden. Und im Regierungsprogramm steht die Absicht, das Normenwesen neu zu gestalten. Die meisten Bundesländer haben die OIB-Richtlinien in die Baugesetzgebung implementiert. Auch das leistbare Wohnen wird von den zuständigen Politikern immer wieder als besonders wichti-

ges Ziel ihrer Arbeit genannt. Ach ja, nicht zu vergessen, dass die Altersvorsorge der Ziviltechniker ebenfalls in das aufgrund seiner Größe stabilere staatliche System übergeführt ist. Eigentlich können wir Funktionäre nun unsere Arbeit in der Standesvertretung einstellen und uns wieder allein dem eigenen Tagesgeschäft oder auch unseren Hobbys widmen.

Sie sind nicht dieser Meinung? Sie glauben, dass es weiterhin den Einsatz der Standesvertreter braucht? Wir sollten weitermachen im Fördern der Einführung des Prüflingeneurs, auch wenn diesmal das Dach der Schule in Spittal Gott sei Dank nicht eingestürzt ist? Wir sollten weiter darauf bestehen, dass für unsere Arbeit auch eine qualitative Ausbildung Grundvoraussetzung bleibt? Wir sollten nicht zulassen, dass der Anspruch auf Planungsqualität durch ruinösen Preiswettbewerb ausgehöhlt wird?

Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wir haben einige schöne Erfolge in der Vertretung der Interessen unseres Berufsstandes erzielen können. Oder auch einige Verschlechterungen der Rahmenbedingungen zumindest teilweise abwehren können. Besonders die Geschlossenheit innerhalb der Kammer, aber auch – wie zuletzt beim Gewinnfreibetrag – der Schulterschluss mit den anderen freien Berufen und auch mit der Wirtschaftskammer haben uns Ziviltechniker zu einem auch für die Politik wahrnehmbaren Gesprächspartner gemacht. Im späten Frühjahr wählen wir unsere Vertreter neu. Sie können dann Ihren Beitrag leisten, damit es so bleibt. Sei es, indem Sie sich als Funktionär zur Verfügung stellen oder zur Wahl gehen. Damit wir dann einmal sagen können: Alles ist gut. ■

Nähere Informationen sind auf Seite 32–34 zu lesen.

Alt Jetzt Neu

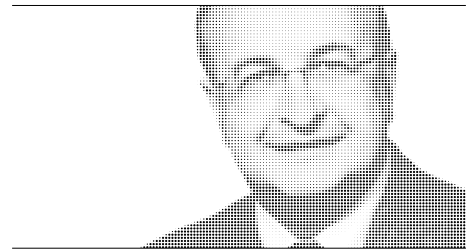
Frühstück! Ich sitze über meiner lokalen Tageszeitung. Da stolpere ich über eine Hofer-Werbung mit einem schönen Bild. Ein Striezel Leberkäse. Titel „Leberkäs – Neu mit Naturkruste“. Hoppala! Das ist neu, das ist wirklich neu. Seit Jahrzehnten backen sie den Leberkäse und der hat jetzt eine Naturkruste. Bin ganz weg!

Seit über drei Jahren wurde in Brüssel die neue Vergaberichtlinie gebacken. Viele Köche sind hingeflogen. Im März soll die letzte Unterschrift daruntergesetzt werden und dann gilt's. Wird die alte Richtlinie jetzt dadurch neu?

Ein alter Traum der ZiviltechnikerInnen ist, dass ihre umfangreiche Ausbildung, Praxis, die dadurch hohe Qualität der geistigen Leistung irgendwann auch einmal bezahlt werden. Wir zer-

martern uns das Gehirn für unsere AuftraggeberInnen, damit wir zu guten Lösungen kommen. Bezahlt wird aber maximal die Zeit, die wir das Hirn gemartert haben, nicht, was dabei herauskommt. Was wir jetzt von der Vergaberichtlinie schon wissen, ist, dass dieser alte Traum alt bleiben wird. Denn wenn man einen Traum nochmals träumt, ist er ja nicht neu – auch wenn er von vorne beginnt. Wir haben es nicht geschafft, dass das Verhandlungsverfahren für geistige Dienstleistungen zwingend anzuwenden ist – schade! Auch wenn das noch lange keine Garantie für eine gerechte Entlohnung für die Hirnmarterung wäre.

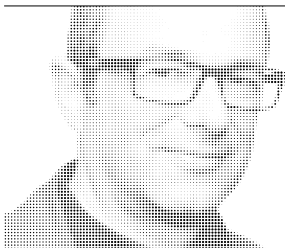
Der Markt reguliert alles. Dass diese Überzeugung aber ein alter Hut ist, weiß man spätes-



Klaus Thürriedl
Vorsitzender der Bundessektion der Ingenieurkonsulenten

tens seit der Finanzkrise 2008. Und wenn man in diesem Land hochqualitative ZiviltechnikerInnen-Leistungen nicht mehr bezahlen will, dann müssen wir halt den Gürtel enger schnallen und statt dem Schnitzerl einen Leberkäs' essen, jetzt aber mit neuer Naturkruste. ■

War das nun der berühmte erste Schritt?



Christian Aulinger
Vorsitzender der Bundessektion der Architekten

Die Regierung hat in ihrem Programm für die kommende Legislaturperiode ein Vorhaben angeführt, das sich vollinhaltlich mit den Forderungen der bAIK nach einer Reform des Normenwesens deckt. Im Sprech des Regierungsprogramms nennt sich das: „Entwicklung einer

Normenstrategie“. In der Übersetzung: „Wir versuchen den durchgegangenen Gaul Normenwesen wieder einzufangen.“ Es beschränkt sich natürlich nicht bloß auf die Überschrift, genannt werden auch konkrete Maßnahmen, wie die dringend notwendige Novellierung des Normengesetzes von 1971, stärkere Kontrolle des Normungsinstitutes, Normung nur mehr auf Antrag und damit verbunden ein Einspruchsrecht gegen Normungsanträge, Schaffung einer Schlichtungsstelle und zu guter Letzt: erleichterter Zugang zu Normen und zum Normungsprozess. Auch soll die „Finanzstruktur“ des Normenwesens neu ausgerichtet werden. Soll heißen, es wird bezweifelt, ob das derzeitige „Geschäftsmodell“ des Normungsinstituts – also möglichst

viele Normen aufzulegen und zu verkaufen, um die eigenen Kosten zu decken – tatsächlich im Interesse der Allgemeinheit steht. Die NR-Abg. Ruth Becher, Vorsitzende des parlamentarischen Bautenausschusses, denkt sogar laut über die Eingliederung des Normungsinstituts ins Wirtschaftsministerium nach. All dies darf als positive Entwicklung und als Folge der Kritik und der Bemühungen der letzten zwei Jahre gesehen werden. Eine Kritik, die nicht nur die bAIK, sondern auch zahlreiche MitstreiterInnen ständig und nachdrücklich formuliert haben. Es war ein erster Schritt. In die richtige Richtung. Weitere, vor allem die Umsetzung der Vorhaben, werden folgen müssen. Das Ziel kommt näher, ist aber noch nicht erreicht. ■

Denkmalschutz: Erstarrte Festung oder wandelbares Instrument?

Der Denkmalschutz ist nach wie vor ein entscheidender Player, der die Entwicklung unserer Städte maßgeblich beeinflusst. Will sich die Institution nicht als rückwärtsgewandte Disziplin verstehen, die das Erbe der Vergangenheit konserviert und somit aus der Gegenwart herauslöst, muss sie sich kritischen Fragen stellen, um für die Zukunft Relevanz zu beweisen.

Wie würden unsere Städte aussehen, gäbe es nicht den Denkmalschutz, der mit schützen der Hand die Monumente, wesentliche Zeitzeugen der Vergangenheit, davor bewahrt, im Strom der Gegenwart unterzugehen? Die europäische Stadt würde ihre Identität verlieren, die in einer irreduziblen Mehrdeutigkeit begründet liegt, die eine fortdauernde Überlagerung historischer Schichten erst hervorbringt. Eine lebendige Stadt ist ohne die Gegenwart der Vergangenheit nicht denkbar. Der Denkmalschutz ist ein wesentliches Instrument im Kampf gegen die Tabula-Rasa-Mentalität und Geschichtsvergessenheit, die unsere Städte epidemisch heimsuchen. Der Schutz von Kulturgütern, baulichen Ensembles bis hin zum Weltkulturerbe sichert einen universellen Anspruch auf die Erhaltung des wertvollen architektonischen und städtebaulichen Bestands. Ein Umbau der Stadt, der durch die Summierung privater Begehrlichkeiten angetrieben wird, kann das kollektive (Menschen)Recht auf Erbe nicht gewährleisten. Die notwendige Balance zwischen belebendem Wandel und bewahrender Konstanz ist eine politische und gesamtgesellschaftliche Aufgabe, die nicht von der oft prekären Kurzsichtigkeit der Tagespolitik abhängen darf. In die Transformation der Stadt müssen die Landmarken der Vergangenheit eine aktive Rolle spielen, wollen wir die Vielstimmigkeit erhalten, die große Erzählungen auszeichnet. Gleichzeitig wohnt dem Denkmalschutz, also einer Disziplin, die per definitionem dem Bewahren verpflichtet ist, eine inhärente Instabilität inne. Diese teilt sie mit der Geschichtswissenschaft, deren Untersuchungsgebiet sich ebenfalls laufend erweitert und dabei alte Gewissheiten mitunter auf den Kopf stellt. Während über die Kernaufgaben des Denkmalschutzes beinahe Konsens zu herrschen scheint, dominieren an den Rändern – da, wo es darum geht, die unmittelbare Vergangenheit zu evaluieren und neue Sichtweisen und Instrumente zu entwickeln – Unsicherheiten, die immer wieder in hitzig geführten Disputen zum Ausdruck kommen. Die Frage, was für wen schützenswert ist, muss in einem mühevollen Prozess ständig neu ausverhandelt werden.

Der Denkmalschutz, verstanden als ein Instrument zur reinen Konservierung der Vergangenheit, droht zu einer bürokratischen Festung zu erstarren, die ausschließlich reaktiv agiert und zunehmend an Zukunftsrelevanz verliert. In Europa werden warnende Stimmen laut, die an den Grundfesten der Disziplin rütteln und ein radikales Infragestellen liebgewordener Prämissen fordern. Es handelt sich dabei keineswegs um akademische Forderungen, die hinter verschlossenen Türen erhoben werden. Die Uhr tickt, da viele Denkmäler der Architektur des 20. Jahrhunderts, die nicht geschützt sind, in Vergessenheit geraten und von Zerstörung bedroht sind – insbesondere die Denkmäler der Nachkriegsmoderne, Zeugen einer sozialen Konzeption der Raumproduktion, die im gegenwärtigen Zeitgeist nur auf wenig Sympathie stoßen. Dabei geht es nicht alleine um enigmatische Gebäude wie den Palast der Republik in Berlin, dessen Abriss auch Empörung hervorgerufen hat, sondern auch um die Frage, ob nicht auch scheinbar banale und durchschnittliche Gebäude und Ensembles schützenswert wären, die von einer Alltags- und Gesellschaftsgeschichte abseits der großen Ereignisse und herausragenden Monumente zeugen. Diese Diskussion ist auch insofern von Bedeutung, da gleichzeitig ein problematischer Trend zu Restauration feststellbar ist, der auch die Forderung nach Rekonstruktion der Vergangenheit beinhaltet – man denke an die Forderung nach Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses in Form einer 1:1-Stilkopie.

Unsere Altstädte verwandeln sich zunehmend in blutleere Museen, die sich an den Erfordernissen der Konsumgesellschaft und der touristischen Vermarktung der Stadt orientieren. Auch der Denkmalschutz spielt in diesem Trend zur kommerziellen Musealisierung der historischen Bausubstanz eine entscheidende Rolle, da er oft einem zeitgemäßen Umgang mit dieser entgegensteht. In manchen Fällen wären aber gerade radikale Eingriffe und Umnutzungen, die einen subtilen Dialog zwischen Vergangenheit und Gegenwart auf ästhetischer und programmatischer Ebene erlauben, die nachhaltigste Strategie, die vitale Existenz des baulichen Erbes in einer lebendigen Stadt zu sichern. Andre Krammer ■

Das Schwerpunktthema wird in dieser Ausgabe von Projekten dreier Architekturbüros begleitet. Fattinger Orso Architektur, Wien, raumlaborberlin und superuse studios, Rotterdam, beantworten auf den Seiten 18 bis 21 Fragen zum Verhältnis zwischen Alt und Neu in ihrer experimentellen Architekturpraxis. Allen drei ist der sensible Umgang mit dem sozialen wie auch dem baulichen Kontext gemein. Dabei loten sie oftmals in temporären Installationen den Möglichkeitsraum der jeweiligen Orte mit unkonventionellen Baustoffen oder recycelten Materialien aus. Rekombination und Umdeutung kommen dabei immer wieder als architektonische Strategie zum Einsatz. • Sebastian Jobst •



raumlaborberlin
The Big Crunch
06.06.2011–30.06.2011
Darmstadt, Deutschland

Über das Neue in der Technik |

Boris Groys im Gespräch mit Sebastian Jobst

Boris Groys gilt durch seine Arbeit an einer Kulturökonomie des Neuen und zur russischen Avantgarde als einer der bedeutendsten Medientheoretiker, Kunstkritiker und Philosophen des 20. Jahrhunderts. In der Publikation „Über das Neue, Versuch einer Kulturökonomie“ (1992) ging er der Frage nach, wie sich im Kontext der Postmoderne noch neue ästhetische Konzepte schaffen und als solche erkennen ließen. Im Gespräch mit Sebastian Jobst erklärt er, wie ebendiese Theorie des Neuen auf Technik und Architektur zu übersetzen sei.

Jobst: Alt und Neu sind sprachlich sehr ambivalente Begriffe, weil sie sowohl ein zeitliches als auch kontextuelles Phänomen beschreiben. In Ihrem Buch „Über das Neue“ gingen Sie der Frage nach, was in der Sphäre der Kultur das Neue charakterisiert.

Groys: Der unmittelbare Impuls, dieses Buch zu schreiben, war der Diskurs über die Unmöglichkeit des Neuen. In der Postmoderne war dieser Diskurs sehr en vogue und unterschwellig auch sehr bestimmend für die damalige kulturelle Arbeit. Die Idee des Buches war, dass wir so etwas wie ein kulturelles Gedächtnis haben, das heißt, dass wir Archive haben wie Museen oder Bibliotheken oder auch ganze Städte als urbane Räume. Etwas, das Auskunft gibt, wenn ein Gebäude gebaut wird, um imstande zu sein, etwas zu planen, das im Vergleich zu diesen Archiven als neu verstanden wird. Das Neue ist also etwas, das in Bezug auf das kulturelle Gedächtnis immer relativ besetzt werden muss.

J: Die Behauptung der Postmoderne war, Neues könne nicht mehr geschaffen werden, alles sei nur noch eine Interpretation von bereits Dagewesenem.

G: Aber woher weiß man, dass es unmöglich ist?

J: Es müsste ein absoluter Blick, der alles bisher Geschaffene erfassen kann, vorausgesetzt sein.

G: Ja, genau. Aber das ist natürlich nicht möglich. Das heißt, die Frage nach dem Neuen ist immer eine strittige Frage. Immer wenn jemand den Anspruch erhebt, etwas Neues gemacht zu haben, können andere das hinterfragen, zu einem endgültigen Urteil zu gelangen ist allerdings schwierig. Dafür benötigt man eben diesen totalen Überblick, den wir aber natürlich nicht haben. Deshalb sind alle Antworten relativ.

J: Archive als zwar lückenhafte Überblicke vereinfachen dies. In „Über das Neue“ differenzieren Sie zwischen dem wissenschaftlichen Streben nach Neuem, das auf Archiven aufbaut, und dem System der Mode, das kein Gedächtnis hat. Wie ließe sich die Technik in diesem Kontext beschreiben?

G: Wenn wir über die Technik sprechen, dann ist das Neue ein problematischer Begriff. In der Technik gibt es überhaupt kein Streben nach Neuem, in der Technik gibt es ausschließlich das Streben nach Besserem. Wenn ich beispielsweise mein altes iPhone gegen eine neuere Version austauschen will, dann kaufe ich dieses iPhone nicht, weil es neu ist, sondern weil ich glaube, dass es besser ist. Das Neue an sich spielt in der Technik überhaupt keine Rolle. Entsprechend werfe ich das alte iPhone weg, weil ich es nun ja ersetzt habe. Wenn ich allerdings als Künstler ein neues Bild produziere, dann kann ich nicht behaupten, dass dieses Bild in irgendeiner Weise besser ist. Ein Künstler kann beispielsweise nicht sagen, sein neues Bild sei besser als ein Bild von Leonardo da Vinci, allerdings kann er behaupten, es sei neu im Vergleich zu da Vinci. Um das zu beweisen, stellt er das Bild ins Museum, das heißt ins Archiv, neben ein Bild von Leonardo da Vinci. Dadurch wird das Bild von da Vinci nicht ersetzt, sondern vergleichbar. Das Streben nach dem Neuen funktioniert vollkommen unterschiedlich zum technischen Streben nach Verbesserung. Das sind einfach zwei sehr unterschiedliche Formen.

J: Wobei sich diese Logiken in der Vermarktung der Technik überschneiden. Dem Konsumenten wird oft suggeriert, er benötige bestimmte Produkte nur ihrer Neuheit wegen.

G: Trotzdem lautet die Versprechung immer, es ist neu und besser. Ein weiteres Beispiel wäre das „Schwarze Quadrat“ von Malewitsch, darauf kann der Betrachter nichts sehen, es ist ein schwarzes Monochrom. Ein neues Fernsehgerät, das lediglich einen schwarzen Bildschirm anzeigt, ließe sich aber natürlich nicht verkaufen. Das neue Fernsehgerät lässt sich nur mit seiner Funktion, leuchtenderen Farben oder einer höheren Auflösung bewerben. Der Verzicht auf eine unmittelbare Funktion ist nur in der Kunst und Kultur machbar, nicht in der Technik. Entsprechend sind das zwei unterschiedliche Vorgänge.

J: Verlieren funktionelle Dinge gegenüber neueren Versionen ihren Anspruch, etwas am besten zu erfüllen, während kulturelle Errungenschaften einander ergänzen?

G: Wir ersetzen das eine durch das andere, weil wir denken, dass es schlecht sei. Allerdings kann man, wie Heidegger und viele andere vorgeschlagen haben, nachträglich die technische Entwicklung als eine künstlerische interpretieren. Unter diesem Aspekt betrachtet, lässt sich sagen, dass obwohl das Alte funktional schlichter war, die Lebensform, die damit verbunden war, ästhetischer und lebens technisch angenehmer war. Das ist der Grund, warum auch im technischen Bereich Menschen manchmal



zurückgehen, auf ältere Techniken zurückgreifen. Auf diese Techniken greifen sie allerdings nicht zurück, weil sie im funktionalistischen Sinne, sondern weil sie Ihnen ästhetisch reizvoller zu sein scheinen. Das war beispielsweise im Jugendstil oder im England des ausgehenden 19. Jahrhunderts der Fall, als die Leute begannen, auf vorindustrielle Produktionsweisen zurückzugreifen. Das zeigt, dass die Logik der technischen Innovation, eine Logik der Verbesserung und die Logik der ästhetischen Innovation in vielen Fällen konträr sind. Wir können aus ästhetischen Gründen etwas wählen, das wir aus rein praktischen Gründen nicht wählen würden.

J: Wäre ein heutiges Beispiel dafür die Retrologik zeitgenössischer Populärkultur? Hier werden ebenfalls nicht nur ältere Kulturfragmente neu interpretiert, sondern auch ältere Geräte oder Techniken wiederverwendet.

G: Ich denke, diese Retrowellen folgen einer ästhetischen Logik im weiteren Sinn, sie bewegen sich im Lifestyle. Sie orientieren sich nicht an der Ästhetik des Designs einzelner Gegenstände, sondern an der ästhetischen Gestaltung gewisser Lebensformen. Daraus ergibt sich der Gegensatz, dass technische Innovationen aus funktionaler Sicht besser sind, aber aus ästhetischen Gründen und des Lebensstils wegen ältere Formen vorgezogen werden. Das ist im 20. Jahrhundert wie auch heute eine weit verbreitete Praxis. Ein Rückzug in ein ästhetisch befriedigenderes Leben lässt sich aber bereits im Mittelalter oder später bei Rousseau beobachten, eine Bewegung der Revolution gegen den Progress. In diesem Spiel zwischen Besserem und Neuem stellt sich uns eine komplizierte Wahl, und wir praktizieren komplizierte Strategien, um sie zu treffen.

J: Lassen sich so betrachtet diese Rückgriffe als Kritik am Fortschrittsglauben lesen?

G: Ja, dieser Rückgriff ist eine Form des Protests an der Ideologie des Fortschritts, Fortschritt jedoch nicht verstanden als Erneuerung, sondern als Verbesserung. Wenn wir bereit sind, unsere Lebensformen, auch wenn wir sie lieben, zu opfern, bedeutet das nur vordergründig Fortschritt. Das Neue kann paradoxerweise gerade aus der Verweigerung des Fortschritts entstehen, im Sinne einer Metanoia. Es gibt zwischen Neuem und Besserem eine Kluft, in der sich die heutige ästhetische Imagination bewegt.

J: Die Logik der Verbesserung setzt somit die vorhandenen Strukturen nur fort.

G: Sie werden zwar nicht infrage gestellt, aber gleichzeitig unterwandert. Durch die Einführung des Internets wurde beispielsweise sehr vieles unterwandert, Museen, Bibliotheken und andere Formen von Archiven. Während neue Formen der

Überwachung ermöglicht wurden, die davor noch nicht umsetzbar waren. Das technisch Bessere brachte uns viele Veränderungen, die ursprünglich nicht mitgedacht wurden.

J: Weil besonders solche Techniken viel mehr Lebensbereiche als anfänglich angenommen durchdringen.

G: Wenn uns etwas angeboten wird, ist unsere positive Reaktion oft mit der Vorstellung verbunden, dass alles andere beim Alten bliebe und nur dieser eine Aspekt besser werde. Das traf auch auf das Internet zu, doch das Alte wurde, wie wir heute wissen, in vielen Bereichen dadurch komplett verändert. Es war eben nicht die Aktion der Einführung des Internets, sondern ein Prozess, und am Ende wachten wir in einer neuen Welt auf, in der das Alte nicht mehr gilt.

J: Dieser Logik folgend ist die Verbesserung nie eine Ergänzung, sondern ersetzt immer Altes.

G: Ich würde es noch radikaler ausdrücken. Die Einführung der Verbesserung ersetzt nie nur einen Aspekt, sondern zieht Veränderungen in vielen anderen Bereichen nach sich. Die Einführung des Autos bedingte natürlich auch die entsprechende Infrastruktur, und so durchziehen nun überall Highways den Raum, und Eisenbahnen und andere Verkehrsmittel verloren ihre damalige Relevanz. Ebenso müsste in Konsequenz des Internets das Museum als Gebäude abgeschafft und durch eine Website ersetzt werden. Das führt zu einem permanenten Update, auch der eigenen Person. Letztlich muss ich mich psychisch als auch physisch ständig updaten. Ich muss schließlich meinen Lebensstil ständig an die sich verändernde Umgebung anpassen. So infiltrieren sich alle Bereiche gegenseitig, so funktioniert der Fortschritt.

J: Entgegen der Annahme, das Internet würde Museen ablösen, lässt sich nach wie vor geradezu ein Museumsboom beobachten. Ließe sich behaupten, dass eine Gesellschaft des permanenten Updates als Kontrapunkt nach immer mehr kulturellem Gedächtnis verlangt?

G: Die Funktion des Museums hat sich vollkommen verändert. In der Vergangenheit waren die Museen Orte der permanenten Kollektion, das waren stille Orte der Präsentation der Kunstgeschichte. Heutige Museen sind hingegen Orte der Wechselausstellungen, nun finden Konzerte, Performances oder Vorträge, deren Dokumentationen auch online betrachtet werden können, statt. Die Museen sind heute so beschaffen, dass sie das Internet mit Neuigkeiten aus der Kunstsphäre füttern.

J: Eine gegenläufige Entwicklung lässt sich vor allem in den europäischen Städten beobachten, die durch den Denkmalschutz gleichzeitig zur Dauerausstellung werden und die dem urbanen Raum eigentlich immanente permanente Transformationsprozesse verlieren. Verliert die Stadt durch den Versuch, sie zu bewahren, dadurch nicht eine ihrer wichtigsten Charakteristika?

G: Ich denke, man muss sich die Frage stellen, für wen eigentlich die Städte gebaut sind und wozu sie dienen. Die heutigen Städte sind praktisch für Touristen gebaut. Das Subjekt des heutigen urbanen Lebens ist der Tourist. Idealerweise verbringt er drei Tage in einer Stadt und dann fliegt er in eine andere. Ebenso ist der Geschäftsmann oder der internationale Kurator immer in Bewegung, alle jetten und zirkulieren. Die heutigen Städte sind museale Räume, denn man kommt in eine Stadt wie in ein Museum und möchte dort ins selbe Café gehen, das man bereits von einem früheren Aufenthalt her kennt, anschließend will man durch die altbekannten Straßen spazieren und dann fragt man sich, ob es eine neue Ausstellung gibt. Städte funktionieren genauso wie Museen als Ausstellungsorte. Die Raumbedingungen sollen stabil bleiben, aber die Ausstellungen sollen sich abwechseln, sodass der internationale Tourist beides hat, sowohl seine Erinnerung an seinen früheren Besuch plus neue Erfahrungen. Das scheint der Wunsch des internationalen viel beschäftigten Touristen zu sein, das ist die Sicht und Lebensweise, die die Gestaltung britischer Städte weitestgehend prägt.

J: Doch eigentlich verlieren die Städte dadurch ihre eigentlichen Qualitäten, macht doch der permanente Wandel das Urbane erst aus.

G: Gleichzeitig lässt sich in den europäischen Städten beobachten, dass die Verhaltensweisen ihrer Bewohner sehr stabil bleiben. Die Bevölkerung agiert und bewegt sich in der Stadt auf die gleiche Weise, es herrscht eine gewisse kulturelle Stabilität. Bedingt auch durch den internationalen Städtetourismus, ich glaube, er ist so etwas wie eine riesige Maschine zur Herstellung des ewig Gleichen. Das ist, was Tourismus eigentlich aufzwingt.

J: Müsste man eine derartige Situation nicht eher Stagnation als Stabilität nennen?

G: Ja, es ist eine Form der Stagnation, aber eine produzierte. Es beschreibt keine Abwärtsbewegung durch Stillstand, vielmehr ist es eine permanente Restauration. Um Kunstwerke im Museum auszustellen, stabilisiert man dort die Temperatur und Luftfeuchtigkeit, man kümmert sich darum, dass alles gleich bleibt. Das ist eine große Investition, denn es erfordert viel Arbeit. Etwas in einem guten Zustand zu erhalten ist viel schwieriger, als etwas zu ändern.

J: Das lässt sich aus rein technischer Sicht natürlich auch für die Architektur sagen, schließlich ist es weit schwieriger, Altbestand zu erhalten und die Sicherheit der Bewohner oder anderer Nutzer zu gewährleisten, als etwas neu zu bauen.

G: Genau deshalb hat man das Gefühl, dass diese Stabilität oder Sustainability sehr viel Kraft und Investition erfordern. Gegenteiliges sieht man beispielsweise hier in New York, manche Gegenden erkennt man innerhalb kürzester Zeit nicht mehr wieder, weil so vieles abgerissen und neu gebaut wurde. Als Antwort auf die Frage, warum das so ist, hört man oft, dass es einfach zu schwierig sei, dass es zu viel Kraft und Investition erfordert. Dazu ist man in Europa jedoch bereit, und das, würde ich sagen, ist auch nicht schlecht.

J: Durch Modelle wie Life-Cycle-Buildings hält jedoch genau diese Temporalität auch in Europa Einzug. Von der Errichtung bis zum geplanten Abriss sind hier bereits alle Kosten,



Energieaufwände und Investitionen berechnet. Zeichnet sich an solchen Gebäuden ein Paradigmenwechsel ab, eine Art Erneuerungszwang ist hier bereits mit eingeplant?

G: Um auf das Beispiel der Stadt als Museum zurückzukommen, ließe sich sagen, dass in diesem Fall die Stadt keine Dauer-, sondern eine Wechselausstellung wird. Im Sinne dessen, dass eine Wechselausstellung unabhängig von ihrer Qualität und von ihrem Publikumserfolg immer bereits ein geplantes Ende hat. Vielleicht ist es in Städten ebenso, allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass die architekturgeschichtlich wichtigen Städte Europas nicht erhalten bleiben.

J: Die historisch relevanten Gebäude und urbanen Ensembles bleiben sicher weiterhin erhalten, allerdings stellt sich doch die Frage, ob spätere Generationen nicht eine Art architektonische Erinnerungslücke aufweisen werden.

G: Ja, aber das ist so in der Logik unserer Zeit, die alles Temporäre vorzieht und nichts mehr für längere Zeit oder gar die Ewigkeit schafft. Unsere Zeit ist die Zeit der Vorläufigkeit. Das ist nicht nur in der Baukunst, sondern auch in der Politik oder anderen Bereichen so, überall wird auf das Temporäre und Vergängliche gesetzt. Diese Vergänglichkeit stellt wie in der Mode, wenn ein Trend aufkommt, immer bereits die Frage, wann er sich wohl ändern wird.

J: Diese Form der Temporarität lässt sich ebenfalls in der Ökonomie, mit ihrem ständigen Streben nach Innovation und Wachstum, beobachten.

G: Im Endeffekt ist es nicht Wachstum, sondern ständiges Ersetzen und Verbessern. Wir sprechen also eigentlich von einer Form von beständigem Wandel, irgendetwas kommt hinzu, etwas anderes geht dadurch wieder verloren. Wir leben in Kapitalflüssen. ■

raumlaborberlin
House of Contamination
2010
Turin, Italien



Brücken- und Kahlschlag |

Denkmalschutz in Salzburg

Norbert Mayr

Architekturhistoriker, Stadtforscher, Autor. Neben freiberuflicher Forschungs-, Publikations- und Kuratoren-tätigkeit zur österreichischen und internationalen Architekturgeschichte und Architekturtheorie lehrt er unter anderem an der Internationalen Sommerakademie für Bildende Kunst, FH Salzburg, TU Wien.

Moderne Architektur im Dialog mit der historischen Stadt gewährleistet das qualitätsvolle Weiterbauen im 21. Jahrhundert und baut Brücken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Salzburg ist bekannt für den strengen Schutz seines historischen Stadtkerns, bereits 1967 wurde das Altstadterhaltungsgesetz erlassen: Akribisch begutachten die Sachverständigenkommission für die Altstadterhaltung (SVK) und das Bundesdenkmalamt Neu- und Umbauprojekte. Das Zentrum steht zudem unter strenger Beobachtung der Weltkulturerbe-Schützer UNESCO bzw. ICOMOS. Zu Recht hinterfragenswert sind oft Dichte und Angemessenheit von Be- und Verbauungen. Bedauerlicherweise wächst der reaktionäre, überwunden geglaubte Geist gegen zeitgemäßes Bauen aber wieder gefährlich an.

Drei prächtige Brücken bzw. Stege bereicherten am Beginn des 20. Jahrhunderts das Stadtbild von

Salzburg. Die Leherer Brücke (ehemal. Erzherzog-Ludwig-Viktor-Brücke) plante der geniale Konstrukteur Josef Melan (mit Architekt Franz von Krauß), sie wurde ebenso ersetzt wie der damalige Makartsteg.

In seiner ganzen Pracht erhalten ist der Mozartsteg mit seinen ebenfalls dezenten Jugendstildekors. Entwurf und Ausführung für die dreifeldrige Fachwerkbrücke mit Stabbögen lieferte die Wiener Brückenbau-Anstalt Ignaz Gridl (1903). Die Ingenieurbaukunst bändigte die statischen Notwendigkeiten, das Baudenkmal ersten Ranges erhielt eine filigrane, zarte Außenerscheinung.

Kaum weniger beeindruckend präsentierte sich der 1905 eröffnete Makartsteg, der allerdings in den 1960er-Jahren einem banalen Neubau wich. Durch einen EU-weiten Wettbewerb konnte anstelle des wiederum baufällig gewordenen Stegs der 2001 eröffnete Neubau entstehen. Das Salzburger Architekturbüro HALLE 1 entwickelte gemeinsam mit Tragwerksplaner Johann Lienbacher diese zweifeldrige Stahl-Balkenbrücke. Das dynamische Design eines „sanft über den Fluss gelegten Blatts“ verankert nur ein leicht gekippter, asymmetrisch platzierter Pfeiler. Mit silberfarbenem „Bauch“, in dem sich die Farbschattierungen des Wassers spiegeln sollen, und reduzierten Nironetz-Brüstungen bemühten sich die Architekten um die visuelle Entmaterialisierung des 400 Tonnen schweren Bauwerks. Der Steg vermittelt – schleifenförmig, ähnlich einem Salzachbogen – zwischen Makart- und Hanuschplatz und eröffnet im Gehen sich verändernde Stadtansichten.

¹ Der Text stammt aus dem Führer Baukunst in Salzburg seit 1980 (2010). Dieser dokumentiert zahlreiche gelungene, zeitgemäße Bauwerke und Umbauten in der Altstadt, die diesem Haus in den letzten 25 Jahren gefolgt sind.

Mit dem Makartsteg entstand im Stadtzentrum nach 100 Jahren wieder eine besondere Symbiose aus Architektur und Ingenieurbaukunst.

Gleichzeitig schrieb sich – von der Bevölkerung sehr positiv aufgenommen – Baukultur auf der Höhe ihrer Zeit mit elegantem Schwung direkt in die altehrwürdige Altstadtsilhouette ein.

Einfügung statt Anpassung

Das war im 20. Jahrhundert nicht immer so, unauffällige, aber triviale Anpassung bestimmte viele Jahrzehnte das Neu- und Umbaugeschehen im historischen Zentrum von Salzburg.

Der Makartsteg bedeutete einen besonders präsenten Baustein in der Entwicklung der Öffnung der Altstadt für zeitgemäßes Bauen. Bereits seit Ende der 1980er-Jahre entstanden viele bemerkenswerte, für das Prinzip der Einfügung stehende Bauwerke. Der Gestaltungsbeirat forcierte die Öffnung der Sachverständigenkommission für die Altstadterhaltung (SVK) für engagiertes Bauen. Das erste Beispiel war das nach Plänen von Architekt Fritz Lorenz 1988 fertiggestellte Haus Arenbergstraße 29b.

Otto Kapfinger fasst die damalige Entwicklung zusammen: „Wie kann in die prominente Zeile im rechten Flussufer ein Neubau ohne Stilkopie eingefügt werden? 1985 war das die Gretchenfrage für den 1. Gestaltungsbeirat. Die eingereichten Pläne waren indiskutabel, und der Beirat, damals auch für diesen Altstadtteil zuständig, wollte nachweisen, dass die lokal längst nur mehr negativ behandelte Frage positiv lösbar ist. Trotz vieler Vorgaben gab es doch ein stimmiges, nobles Ergebnis: ein schlichter, klarer Baukörper, subtil auf den Kontext reagierend, doch mit zeitgenössischen Elementen, von der Straße zurückgesetzt auf ein Plateau, das mit rauer Stützmauer zum Gehsteig abgrenzt. [...] Freitreppen, Innentreppen, Podeste, Terrassen, Loggien durchdringen und umgeben das Haus, verklammern Innen und Außen.“¹

Ende 2011 gewann das Architekturbüro Storch Ehlers Partners (Hannover) den Wettbewerb „Wohnbau City Life“ am Dr.-Franz-Rehrl-Platz zur Verbauung einer ehemaligen Vorhaltefläche für einen Tunnel durch den Kapuzinerberg knapp innerhalb des Altstadtschutzgebiets. Die benachbarte Bebauung an der Arenbergstraße entlang des steil ansteigenden, bewaldeten Kapuzinerberges ist architektonisch vielfältig vom 16. bis 20. Jahrhundert geprägt. Am Beginn der historischen Ausfallstraße steht eine herrschaftliche, schlossartige Villa, zu welcher der großzügige Park als westliche Nachbarschaft des Wettbewerbsgebiets gehört. Im Osten definiert hingegen das 1953 eröffnete Unfallkran-



raumlaborberlin
Küchenmonument
2006
Duisburg

kenhaus (Architekten Josef Hawranek, Paul Gepert, Josef Holzinger und Wolfgang Bauer) einen beträchtlichen Maßstabsprung.

Das einstimmig prämierte Siegerprojekt reagiert – so das nachvollziehbare Urteil der Jury – „selbstverständlich und zeitgemäß auf die komplexe städtebauliche Situation als Gelenk zwischen den unterschiedlichen Strukturen der historischen Bebauung an der Arenbergstraße, dem Gründerzeitviertel an der Salzach und der Großform des Krankenhauses“. Die rhythmische Abfolge von Volumina bietet Querbezüge zum Grünraum. Außerdem weckt sie Assoziationen zum historischen Zentrum, seinen engen Gassen, Wegen, Plätzen und gewachsenen Strukturen. Monolithische Körper aus Sichtbeton (Zusatz Weißzement) mit präzise gesetzten bündigen Öffnungen beherbergen individuell geschnittene Wohnungen mit schönen Ausblicken und vorgelagerten Terrassen.

Die von Jury und Anrainervertretern geforderte Überarbeitung führte zu einer verringerten Bau-masse direkt an der Arenbergstraße, was die Einfügung stark verbesserte. Die SVK beurteilte das überarbeitete Projekt positiv: Es „fügt sich harmonisch in die Stadtlandschaft ein, da es die bestehenden typischen Elemente der Umgebung in die Neubaukörper integriert und weiterentwickelt“.

Ganz anders sah das die ADVISORY MISSION. Der ICOMOS REPORT forderte nicht nur, „die störende Höhe des Projekts an der gesamten Länge zu verringern, indem auf das fünfte Obergeschoß verzichtet wird“, sondern auch, „die Struktur in zwei oder drei klar definierte Einzelbaukörper“ zu gliedern und sich bei der „Gestaltung der Fassaden und Fenster an die vor Ort anzutreffenden Formate“ anzunähern.

Solche Empfehlungen der Mission, die mit Entwurfs- bzw. Gestaltungstipps massiv in die Grundkonzeption des Projekts bis hin zur Detaillierung eingreifen, sind äußerst problematisch.

Explizit Architekturdetails zu fordern erinnert an eine Zeit, in der ambitioniertes zeitgemäßes Bauen in der Altstadt verunmöglicht oder so beschnitten wurde, dass dessen Stimmigkeit und Qualität massiv darunter litt.

Der Vorwurf der ADVISORY MISSION, das Neubau-projekt widerspräche dem Altstadterhaltungsgesetz, geht juristisch ins Leere: Der Gesetzgeber hat in Erläuterung des §5 eindeutig festgehalten, „daß eine historisierende Bauweise, eine Imitation alter Bauten, nicht nur nach dem geltenden Recht nicht gefordert ist, sondern auch nicht erstrebenwert erscheint“. Dieser Passus bildet die Basis für die erfreuliche Öffnung der Altstadt für zeitgemäßes Bauen. Dieses Bemühen der SVK ist – trotz zahlreicher Kritikpunkte am Agieren dieses Gremiums – spürbar, gut und wichtig.

Für die ADVISORY MISSION läuft das Rehrplatz-Projekt „den Emotionen der Salzburger Bürger zuwider, die sich mit dieser Stadt identifizieren“. Es gibt allerdings keine homogene Gruppe „Salzburger Bürger“ mit alleinigem Wahrheitsanspruch.

Im „Wiener Memorandum“, dem Ergebnis der UNESCO-Konferenz zum Thema „Weltkulturerbe und zeitgenössische Architektur“ 2005 steht unter „Grundsätze und Ziele“ zu lesen:

„Die zentrale Herausforderung der zeitgenössischen Architektur in der historischen Stadtlandschaft besteht darin, einerseits auf die Entwicklungsdynamik zu reagieren, um sozioökonomische Veränderungen und Wachstum zu ermöglichen und andererseits gleichzeitig das überlieferte Stadtbild und sein Umfeld zu respektieren.“

Zeitgemäße Beiträge zur Baukultur müssen einen schlüssigen und eigenständigen Charakter mit größtmöglichem Respekt vor Bau- substanz und Bau- ensemble verbind-

den, sensibel auf Ort, Umfeld und stadträumliche sowie baukulturelle Kontexte reagieren und sich ihnen einfügen, ohne sich formal anzubiedern. Ziel muss ein solch hoher Qualitätsanspruch sein, dass damit das baukulturelle Erbe erweitert wird.

Allerdings wächst der überwunden geglaubte, reaktionäre Geist gegen zeitgemäßes Bauen wieder gefährlich an. In diesem Sinne problematisch argumentiert auch die ADVISORY MISSION. Ihre Forderung, das Siegerprojekt zu modifizieren, hat sich auf die Frage der Dichte und Höhenentwicklung zu beschränken. Tatsächlich haben Investorenprojekte häufig viel zu massive Kubaturen. Die Frage der Angemessenheit gilt es immer zu stellen bzw. die Art der Verwertung von Bauplätzen zu hinterfragen.

Die Altstadt von Salzburg ist kein statisches „Stadtbild“, sondern ein dynamisches Gefüge. Die gedeihliche Entwicklung der Stadt wird nicht durch das dogmatische Einfrieren oder gar Rekons-

truieren alter Ansichten erreicht, sondern durch ein Weiterbauen, das sich in der respektvollen Beachtung der Spezifika eines Orts begründet. Salzburg besitzt eine besondere Topografie mit Beckenlage und Stadtbergen und einem vielfältigen Sicht- und Beziehungsnetz: Die meisten Plätze weisen zwei besondere Qualitäten auf, analysierte der Stadthistoriker Gerhard Plasser: Neben den Platzwänden als Begrenzungen des Blicks eröffnen sich – als zweite Perspektive – Sichtbeziehungen zu Stadtbergen und Gebirge. Aktuell soll sich im Bahnhofsviertel das sogenannte Bodner-Hochhaus (Architekten HALLE 1) massig vor die Silhouette des Untersbergs schieben. Versinnbildlicht das nahe Hotel Europa von 1956 in Salzburgs Skyline die Wiederaufbau-Euphorie, wird das Bodner-Hochhaus Symbol von Investorenwillkür (die ÖBB war die treibende Kraft) und Planungskulturlosigkeit.

Salzburg will dem Hochhaus-Zeitgeist nachhelfen und eine heterogene Skyline, wie sie z. B. den Linzer Bahnhof prägt, schaffen.

Dieser seit Jahrzehnten verstärkt kursierenden internationalen „Mode“ widersetzt sich Helsinki mit bemerkenswerter Konsequenz. In der finnischen 600.000-Einwohner-Metropole ist es unmöglich, dass sich kommerzielle Hochhausprojekte in die Skyline einschreiben dürfen.

Fattinger Orso
Architektur.
Festivalzentrum
REGIONALE XII
22.06.2012–22.07.2012
Murau, Österreich



Der Text entstand auf der Basis des Beitrags „Zu viel und zu wenig“, der für den kommenden ICOMOS World Report „HERITAGE AT RISK“ zur Situation in Salzburg beauftragt wurde. Als Mitglied von ICOMOS Austria beobachtete ich mit Bedauern und Besorgnis die auch in dieser Institution wahrnehmbaren Ressentiments gegenüber zeitgemäßer Architektur. Eine ausführlichere Version des Textes findet sich unter www.kooperativeraum.at und wurde im August 2013 der Redaktion des World Report übermittelt, ob und wann er darin erscheinen wird, ist fraglich.

Der Architekturtheoretiker Kenneth Frampton erklärte im März 2013: „Eine der destruktivsten Aspekte der spätmodernen Welt ist der Wildwuchs von Hochhäusern, eines bedeutungsloser als das andere. Es ist ein Wunder, dass immer noch ein paar europäische Metropolen kaum durch Hochhäuser vernarrt sind: Oslo, Stockholm, Kopenhagen, Edinburgh und – mindestens bis jetzt – Zürich.“ (Neue Zürcher Zeitung, 9. März 2013)

Der historische Kern Salzburgs bildet nur wenige Prozent des Stadtgebiets. Während in Salzburgs Altstadt jeder Umbau unter Beobachtung von Fachleuten wie Bevölkerung steht, steigt der Verlust an Baudenkmälern des 20. Jahrhunderts in der Stadt Salzburg dramatisch. Außerhalb der Postkartenidyllen der Altstadt wächst mit jedem dieser Abrisse ein anonymes, identitätslos entwurzelter Salzburg.

Nicht in dem vom Tourismus okkupierten Stadtkern, sondern „im Fleisch, im Körper der Stadt“ (Richard Sennett), wo gelebt und gearbeitet wird, verliert das „Weltkulturerbe“ seine Vielfalt, sein Gesicht.

Ein brandaktuelles Beispiel ist die Nachnutzung der Riedenburgkaserne, die eine jahrhundertlang wehrgeschichtliche Tradition besitzt. Anfang 2014 fand der Realisierungswettbewerb für dieses letzte zentrumsnahe Areal von solch

stadthistorischer Bedeutung und Größe (37.000 Quadratmeter) statt. Viele seiner Bauwerke, beispielsweise jene der 1930er-Jahre im Nordwesten, bieten Potenziale für intelligentes Weiterbauen. Bereits vor Jahrzehnten haben Wissenschaftler im Auftrag der Stadt das Hauptgebäude und das Nachbarhaus an der Moosstraße, das ursprünglich den Turn- und Fechtsaal aufnahm (beide um 1890) sowie die Reithalle (1926) als erhaltenswert eingestuft. Zudem wurde die traditionsreiche Kaserne als Ensemble gewürdigt.

Bemerkenswerterweise gilt nun der Ensemble-Erhebungsbogen als unauffindbar. Bei der Erstellung des Bebauungsplans ignorierte die Stadt diese drei Erhaltungsgebote, nur die Biedermeiervilla im Nordosteck behielt ihren Schutz. Allerdings sollte für die Villa im ursprünglichen Entwurf der Wettbewerbsbedingungen der Abriss ermöglicht werden: Für den alternativen Ersatzbau ist „die qualitative Verbesserung der städtebaulichen Situation [...] sowie die wirtschaftliche Notwendigkeit [...] als Voraussetzung für die Beantragung der Aufhebung dieses Erhaltungsgebotes nachzuweisen“. Der Protest der ARGE Riedenburg war erfolgreich. Die Dialogplattform mehrerer Architekturinstitutionen forderte zudem die Erhaltung der baukulturell wertvollen Riedenburgkaserne von 1926, die bis vor wenigen Jahren denkmalgeschützt war. Als vorhandenes Raumpotenzial und öffentlicher Ort kann sie ein zentraler Baustein für das sinnvolle Weiterentwickeln des Stadtteils sein. Der Gestaltungsbeirat stellte daraufhin diese Option den Wettbewerbsteilnehmern frei, prompt beschloss der städtische Planungsausschuss den Abriss.

„Das neue Quartier soll eine Adresse bilden und Identifikationspunkt sein“, fordern die beiden Bauträger bzw. Eigentümer im Wettbewerb. Die 17 teilnehmenden Architektenteams hatten sich dem Paradoxon zu stellen, in der in der Dichte stetig steigenden Neubebauung künstlich einen „Identifikationspunkt“ zu schaffen, nachdem fast alle vorhandenen baulichen Identitätsmerkmale beseitigt sein werden.

Neben den Versäumnissen des Bundesdenkmalamts fehlt der Stadtplanung und -politik jegliches Verständnis, ganz zu schweigen von einer vorausschauenden Strategie, wie man diese baukulturellen Ressourcen – sie sind auch wichtige Identitätspunkte in sich rasant verändernden Stadtteilen – erhalten und nachnutzen kann. Bei der Riedenburgkaserne ging es allein um die Absiedelung der Turnvereine, damit wurde eine öffentliche Nutzung aus dem künftigen Wohngebiet eliminiert.

Eine optimierte, ressourcenschonende Stadtteilreparatur mit Substanz, die den Bestand und dessen räumliche Potenziale nutzt, statt unhinterfragt taugliche Gebäude(teile) zu entsorgen, ist in Salzburg noch nicht angekommen. Anstelle der Abriss- und „Tabula rasa“-Mentalität muss ein intelligentes Weiterbauen am Bestand Einzug halten. Dies bedeutet keineswegs einen „Glassturz“, sondern ein zeitgemäßes Weiterentwickeln der Bau-substanz mit Respekt. ■



Am 16. und 17. Mai 2014 finden österreichweit wieder die Architekturtage statt – die größte biennale Veranstaltung für Architektur und Baukultur. Diesmal stehen unter dem Motto „Alt Jetzt Neu“ das Bauen im Bestand, Denkmalschutz sowie Um- und Neunutzung im Fokus. In allen Bundesländern und über die Grenzen hinweg gibt es die Möglichkeit, bei Exkursionen, Baustellen- und Bürobesuchen, Vorträgen, Filmen, Ausstellungen und Festen Architektur unmittelbar vor Ort zu erleben und Neues zu entdecken. Spezielle Angebote für junge Menschen ergänzen das Programm. Seit ihrem Start 2002 dienen die Architekturtage einem breiten Publikum zur Bewusstseinschärfung für Architektur im Alltag.

Kuratiert werden die Programme vor Ort entsprechend der regionalen Architekturlandschaften. Die vorgestellten Highlights bieten einen Einblick in das vielfältige Angebot. Das gesamte Programm finden Sie unter www.architekturtage.at.

Die Architekturtage finden seit 2002 biennial auf Initiative der Kammern der Architekten und Ingenieurkonsulenten und der Architekturstiftung Österreich statt.

Vorarlberg

In Dornbirn, Bregenz und dem Bregenzerwald laden Zeitreisen ein, Häuser und Plätze zu erkunden, die zwischen Alt und Neu Wege in die Zukunft weisen: Interventionen rücken den Leerstand ins Bewusstsein und Ausstellungen präsentieren beispielhafte Umbauten. In Krumbach sind Bushaltestellen von internationalen Architekten zu besichtigen, in Bezau wird ein ehemaliges Sägewerk zur Bühne und in Andelsbuch präsentieren ArchitektInnen ihre Zukunftsvisionen. Das Format Zeitspuren stellt Fragen zu Neubau und Adaptierung sowie der Zukunft traditioneller Häuser und gewachsener Strukturen.

Tirol

Touren in Begleitung von ArchitektInnen und lokalen ExpertInnen in Fließ, Hall, Hopfgarten, Innsbruck, Lienz, Rattenberg, Telfs und Zirl bieten Einblicke zu Interventionen im historischen Bestand, zu Adaptierungen und Revitalisierungen von Bauten aus den unterschiedlichsten Epochen genauso wie zu zeitgenössischen Implantaten. Beim Abschlussfest am Abend des 17. Mai wird der Innsbrucker Rapoldipark zu einem Aktionsraum. Gefeierte wird dort auch die Grundsteinlegung einer in Österreich einzigartigen Einrichtung: einer Architektur- und Kunstwerkstatt für junge Menschen.

Salzburg

Im Mittelpunkt des Geschehens steht ein prominentes Altstadtthaus als Ausgangspunkt für viele Veranstaltungen und Ort für Unmögliches und Fantastisches. Dort illustriert eine Ausstellung von Studierenden der TU Innsbruck anhand von Beispielen aus Salzburg die unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten von bestehender Bausubstanz und beleuchtet die Rolle der zeitgenössischen Architektur im Wechselspiel von Denkmalschutz, Altstadterhaltung und Stadterneuerung. Unmittelbar erlebbar ist die Verbindung von Alt und Neu auch direkt vor Ort: etwa im Rathaus oder am neuen Bahnhof.

Kärnten

Das Programm webt ein vielschichtiges Netz zwischen Generationen und Regionen und erstreckt sich über eine Woche. Es bietet eine Architekturfilmreihe im Volkskino Klagenfurt, drei Ausstellungseröffnungen, eine Exkursion nach Slowenien, Stadtsafaris für junge Menschen sowie eine Radtour von Klagenfurt nach Maria Saal. Das Steinhaus am Ossiacher See sowie ein Hotel in Bad Kleinkirchheim sind weitere Hotspots. Zum Abschluss wird das Architektur Haus Kärnten durch ein temporäres Gerüst verändert – wobei der alte Baukörper zu einem neuen Blattwerk transformiert wird.

Niederösterreich

Bei Spaziergängen – einem feinsinnigen „um die Häuser ziehen“ – sowie Fahrradtouren durch Niederösterreichs Städte und Dörfer werden Geschichten gefunden und erzählt, die sich von den Fassaden ablesen lassen. Ebenso vielfältig wie die Fassaden ist das weitere Programm: Junge Menschen entwerfen Möbel für das Kunsthaus Horn, praktische Informationen zur zukunftsfähigen Sanierung von Einfamilienhäusern bietet die Veranstaltung „Hilfe – Altes Haus“, der Baustoff Lehm steht in Mitterretzbach im Zentrum und der Hausherr ermöglicht einen Blick hinter die Fassade von Schloss Ernstbrunn.

Oberösterreich

„zurück | in die Zukunft“ spürt Veränderungen von Bauen, Leben und Wohnen nach. Im Videoscreening „Sieben Häuserbiografien“ berichten BewohnerInnen von ihren Erfahrungen mit Architektur: über den Umgang mit alter Bausubstanz, Bau- und Umbauerlebnisse sowie die Veränderungen ihres Wohnumfelds. Auch Leerstand ist ein Zustand der Veränderung. Nach einem Spaziergang zu vakanten Gebäuden informieren ExpertInnen darüber, wie dieses Potenzial genutzt werden kann. Architektur und Erinnerung ist am Sonntag Thema von Exkursionen nach Steyr und in die Region Mauthausen – Gusen – St. Georgen.

Steiermark

Im Fokus stehen das Altern von Architektur sowie die vielfältigen Möglichkeiten, den Recyclinggedanken in der Architektur zu etablieren, um den Wert von verbauten Ressourcen, leer stehenden Gebäuden oder vermeintlichem Abfall neu zu sehen. Bei der Veranstaltung „Trash Boom Bang – Nichtwegwerfarchitektur“ kommen dazu ExpertInnen unterschiedlicher Disziplinen zu Wort, Architekturspaziergänge und -fahrten interpretieren das Thema in Stadt und Land sowie im Dialog mit Maribor. Die schon traditionelle Banale 14 zeigt an der TU Graz, was abseits des universitären Alltags passiert.

Wien

Bei sorgfältig zusammengestellten Touren – mit Bus, U-Bahn oder zu Fuß – lassen sich alte und neue Gebäude in fachkundiger Begleitung entdecken und anschließend in Architekturbüros besprechen. Der Bogen ist weit gespannt: Klein und Fein steht neben Groß und weithin sichtbar. Ein Fokus liegt auf den aktuellen Großprojekten WU Campus sowie Hauptbahnhof/Sonnwendviertel. Evident wird das Motto „Alt Jetzt Neu“ beim Eröffnungsfest am Donnerstagabend im ehemaligen Postamt Mondscheingasse. Und die schon traditionelle Kooperation mit Bratislava erweitert den Blick über die Landesgrenze.

Grenzüberschreitung
Bratislava

Burgenland

In der neuen Architekturgalerie contemporary in Eisenstadt stehen die typisch burgenländischen Streckhäuser im Mittelpunkt einer Ausstellung. Aufgezeigt werden das Potenzial dieser traditionellen Bauform und die vielfältigen Herausforderungen bei ihrer Umgestaltung. Bei einer Fahrradtour am Neusiedlersee werden Orte besucht, die Wein und Architektur innovativ verbinden, und auch der Film „Flucht ins Schilf“ spielt am See. Einblick in privat oft schwer zugängliche Bauten und Diskussionsmöglichkeiten mit PlanerInnen und ArchitektInnen bieten Architekturvisiten im ganzen Land.

Grenzüberschreitung
Maribor

Grenzüberschreitung
Ljubljana

Perspektivverschiebung |

Über den zweiten Blick auf vermeintlich Altbekanntes

Sebastian Jobst

Redaktion KONstruktiv,
im Dialog mit:

superuse studios aus Rotterdam wurden für ihren unkonventionellen Umgang mit Bauaufgaben und den verwendeten Ressourcen bekannt. Design und Architektur verstehen sie unter Berücksichtigung des Kontexts und Verwendung gebrauchter Materialien oder Industrieprodukte als nachhaltigen, wertschöpfenden Kreislauf. Für superuse antwortete Césaire Peeren.

Ein Bauen ohne Bestand gibt es nicht, ebenso keine Baustoffe, seien sie neu oder recycelt, die nicht mit Bedeutung aufgeladen sind. Das machen Architekturpraktiken, die im experimentellen Feld der temporären architektonischen Interventionen im

Seit 1999 arbeitet das Kollektiv **raumlabor-berlin** an den Schnittstellen zwischen Architektur, Stadtplanung, Kunst und Intervention. Der Stadtraum als Projektionsfläche von Transformation und Erneuerung dient ihren Installationen als Hintergrund für alternative Nutzung, der Thematisierung gemeinsamer Kultur, urbaner Diversität und Divergenz. Für raumlaborberlin antwortete Markus Bader.

Fattinger Orso Architektur, Wien, deckt mit Designobjekten, Inneneinrichtungskonzepten und Ausstellungsdesign bis hin zu Installationen im öffentlichen Raum ein vielseitiges Handlungsfeld ab. Das Zusammenspiel von Gestaltung, Planung, Kontext und Kommunikation steht im Sinne einer qualitätvollen Umsetzung der Bauaufgabe im Vordergrund. Für Fattinger Orso Architektur antwortete Peter Fattinger.

öffentlichen Raum auf unkonventionelle Weise bekannte Materialien zweckentfremden oder die Bedeutung von Orten durch kleine Perspektivverschiebungen verändern, sichtbar. Das Baustoffrepertoire reicht dabei von Paletten über Baugerüste, Bestandteile alter Haushaltsgeräte und Containern bis hin zu ausragenden Rotorblättern von Windrädern.

Einige Architekturbüros loten so gerade im Bekannten neue Potenziale aus und beschäftigen sich intensiv mit der Zwischen- und Umnutzung bestehender Orte und Raumsituationen. Diese Architekturpraktiken werden oftmals im Kontext der Konsumkritik, besonders nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen oder künstlerischer Praktiken gesehen. In den Hintergrund treten bei dieser Betrachtungsweise oft die eigentlichen architektonischen Qualitäten der Planungen. Sebastian Jobst befragte dazu Fattinger Orso Architektur, Wien, superuse studios, Rotterdam, und raumlaborberlin, die für ihre außergewöhnlichen Projekte internationales Renommee erhalten haben.

Die Räume definieren die Benutzung. Die Benutzung definiert Räume. Wie sehen Sie dieses Verhältnis in Bezug auf Zwischen-/Umnutzungen von Altbestand?

superuse studios

Bei superuse studios haben wir etliche leer stehende Gebäude, manche davon historisch, ausgestattet oftmals unter Abweichung von der ursprünglichen Benutzung des Gebäudes. Momentan bauen wir eine Ledergerberei zu Büros um.

Ich glaube nicht, dass die Frage, ob Räume die Nutzung definieren oder umgekehrt, entscheidend dafür ist, ob ein leer stehendes Gebäude wieder in Gebrauch genommen wird. Meiner Erfahrung nach sind es oft die am meisten geliebten Gebäude, die wieder benutzt werden, nicht unbedingt die praktischsten. Und die am meisten geliebten Gebäude haben oft Charakter oder eine bedeutsame Geschichte.

Wenn einem Gebäude Charakter und Identität fehlen und es nicht geliebt wird, läuft es Gefahr, aufgegeben oder abgerissen zu werden, auch wenn es ein „anpassungsfähiges“ Gebäude ist oder flexible Bürostrukturen aufweist, die „neutral“ sein sollen. Wenn Menschen einen Raum oder ein Gebäude lieben, aus welchem Grund auch immer, möchten sie sich darin aufhalten, und dann finden sie einen Weg, es wieder zu nutzen und eine Funktion dafür.

raumlaborberlin

Als Anhänger von Lefebvres verstehen wir den Raum als ein Produkt sozialen Handelns und nicht als seien die Nutzungen bereits in den Raum eingeschrieben, insofern gehen wir vom Menschen und nicht vom Objekt aus. Die gängige Zwischen- und Umnutzungspraxis zeigt, dass Räume viel mehr leisten können, als ihre ursprünglich intendierte Konzeption vorsah. Mittlerweile konnte man das an unterschiedlichsten Beispielen erleben, Fabriken, die zu Wohnungen werden, Wohnungen, die wieder zum Arbeiten genutzt werden, um nur die markantesten Pole aufzuzählen.

Fattinger Orso Architektur

Uns interessiert besonders die Wechselbeziehung zwischen menschlichem Verhalten und räumlicher Umwelt hinsichtlich der Benutzung öffentlicher Räume. Welche Handlungsmöglichkeiten oder auch -beschränkungen bietet ein bestehender Raum und was braucht es, um diese zu aktivieren bzw. zu entschärfen? Temporäre Zwischennutzungen in Form von Aktionen oder Interventionen im öffentlichen Raum bieten dabei eine gute Möglichkeit, Sichtweisen auf einen bestehenden Ort zu verändern und eingetragene Wahrnehmungsweisen zu hinterfragen. Temporäre Projekte haben dabei den großen Vorteil, dass man wesentlich mehr Spielraum zum Experimentieren hat als im engen Korsett der Permanenz. Auf diese Weise kann Neues erprobt und diskutiert werden und somit im besten Fall ein nachhaltiger Entwicklungsprozess gestartet werden.

Recycling und Détournement von Materialien und Produkten werden oft im Kontext der Konsumkritik verortet. Welche Rolle spielt das in Ihrer Arbeit?

superuse studios

Unsere Arbeit dreht sich darum, wie wir uns als Gesellschaft bewegen und Energie und Ressourcen verbrauchen. Mit unseren Projekte können wir zeigen, dass mit intelligenten Recyclingstrategien und gutem Design ein Nettowert geschaffen werden kann, indem man Ressourcen nutzt, die im System bereits vorhanden sind und anderenfalls verloren gingen.

Viele Gegenstände und Systeme, in die viel Design und Konstruktionsenergie geflossen sind, werden zum Recycling wieder auseinandergenommen oder sie werden beseitigt, aber mit neuen, ähnlichen Materialien ersetzt. Diese Prozesse könnten verkürzt oder umgangen werden, indem diese sogenannten „Abfall“-Gegenstände „abgebaut“ oder „geerntet“ werden, um in ihrem (fast) Originalzustand wieder genutzt zu werden. Wo andere Abfall sehen, sehen wir Potenzial und eine Gelegenheit, eine alternative Nutzung zu entwerfen. Ich erforsche die Eigenschaften und Materialbeschaffheiten von Abfall und versuche, sie intelligent und funktional in neue Designs einzubinden: Flugzeuginnenpaneele als akustische Wände; Holz aus Industriekabeltrommeln als Gebäudeverschalungen; Windturbinenblätter als Spielplatzmobiliar etc.

raumlaborberlin

Am Beispiel der Palette, die zu den billigsten Baumaterialien zählt und ja sogar nur ausgeliehen werden kann, lässt sich zeigen, wie solche Materialien mittlerweile total im Designkontext angekommen sind. Man findet sie als Messestand auf der Hypo Real Estate, als Innenausstattung in Filialen hochpreisiger Modeketten, was aufzeigt, dass die Aufladung von Materialien mit einer bestimmten Bedeutung heute nicht mehr funktioniert. Zu beobachten ist, dass ursprünglich in einem kritischen Kontext eingesetzte Materialien sehr schnell in einem komplett kommerziellen Umfeld wieder aufgegriffen werden und ihre Bedeutung damit wieder verlieren. Das ist ein Hintergrund, vor dem wir arbeiten. Wir gingen bei unserem Projekt „House of Contamination“ Fragen nach unserem materiellen Umsatz, nach unserem footprint und als Schluss daraus der Frage, ob wir nicht eigentlich unsere Lebensweise verändern und unsere comfort zone verlassen müssten, nach. Leaving the comfort zone ist, wenn nicht ein Appell, dann doch die Frage, wenn wir Recyclingobjekte oder -strukturen bauen.

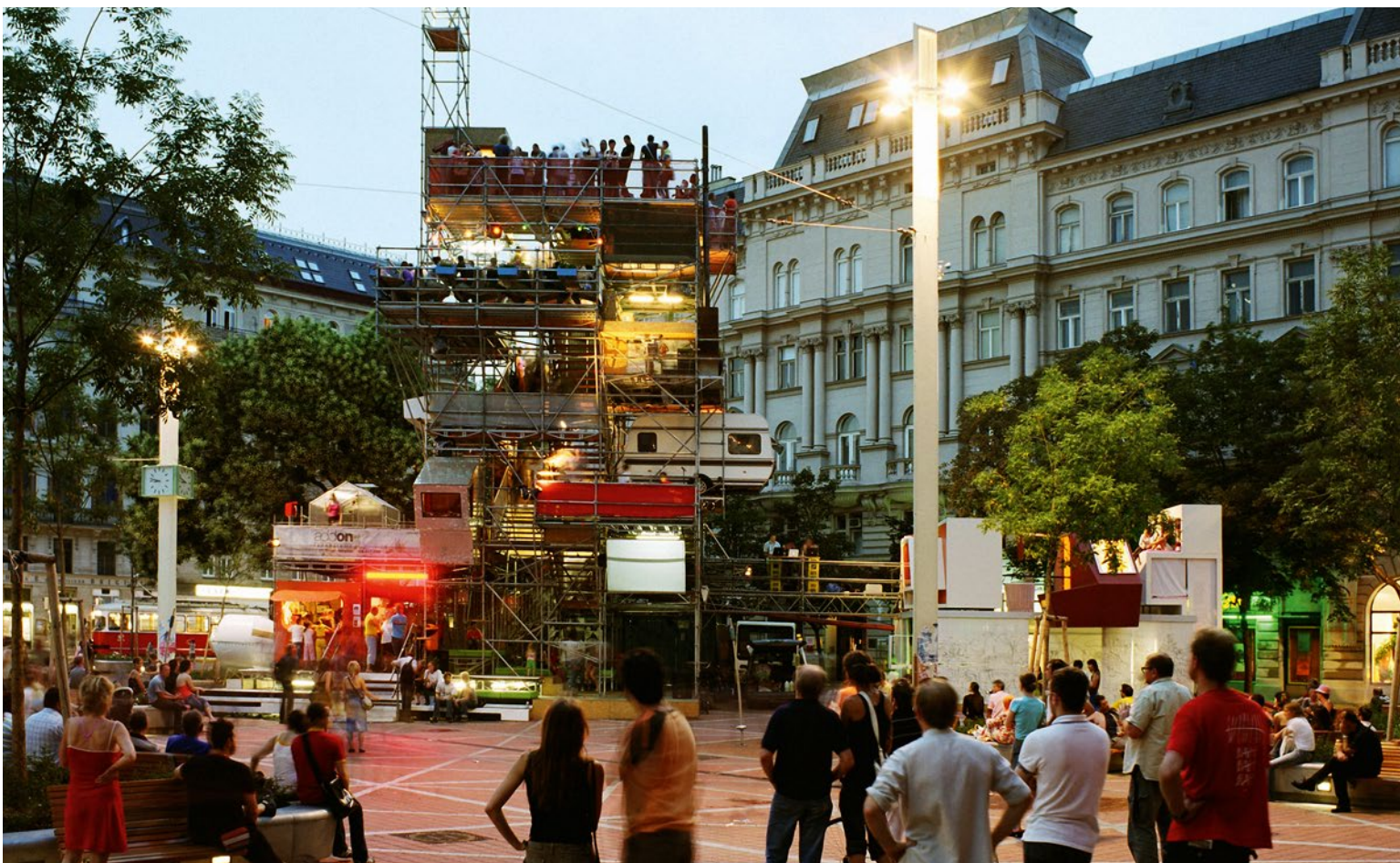
Fattinger Orso Architektur

Zwar finden sich in unseren Arbeiten Elemente, die man der Praktik des Recycling und Détournement zuordnen kann wieder, der Einsatz dieser ist jedoch nicht primär konsumkritisch motiviert.

So kamen z. B. im Zuge des temporären Projekts DÉJÀ VU über 7000 Getränkekisten als Bauelemente zum Einsatz. Eine rein pragmatische Entscheidung, welche auf die Eigenschaften der Elemente zurückzuführen war: ästhetisch ansprechend, stabil, modular und vor allem kostenfrei, weil nach dem Projekt wieder in ihren ursprünglichen Kreislauf rückführbar.

Beim Projekt add on. 20 höhenmeter wurden wiederum zweckentfremdete und manipulierte architektonische Versatzstücke verwendet. Wie in einer Collage wurden dabei gewohnte menschliche Grundbedürfnisse mit ihren entsprechenden visuellen Symbolen zitiert beziehungsweise interpretiert und im Spannungsfeld zwischen Öffentlichkeit und Privatheit diskutiert.

Fattinger Orso Architektur in Kooperation mit Michael Rieper und Studierenden der TU Wien
add on. 20 höhenmeter
17.06.2005–31.07.2005
Wien, Österreich



Fattinger Orso
Architektur in Kooperation mit Michael Rieper
Bellevue. Das gelbe Haus
25.06.2009–13.09.2009
Linz, Österreich

superuse studios
EspressoBar *K
2008
Delft, Niederlande



Ein zunehmend schnellerer soziokultureller Wandel beschleunigt auch den Alterungsprozess architektonischer Konzepte und definierter Gebäudefunktionen. Wie lässt sich solchen Prozessen begegnen?

superuse studios

Architekten sollten akzeptieren, dass ihre Rolle beim Entwurf eines Raums oder einer Architektur nicht den Endpunkt der Entwicklung des Designs darstellt, sondern einen von vielen Schritten in einem ständigen Veränderungsprozess. Sie müssen eine Architektursprache entwickeln, die sich an Veränderungen anpassen kann, also auf eine Art entwerfen, dass Änderungen des Entwurfs nicht seine Integrität zerstören. Für mich bedeutet das, weniger sterile und weniger abstrakte Umgebungen zu schaffen und vielfältige Atmosphären und Räume zu kreieren. Ich unterscheide zwischen einer soliden, alterungsresistenten architektonischen Struktur und eher temporären Innenelementen, und als Materialien benutze ich robusterweise solche, die mit dem Alter besser werden, die ästhetisch umgewandelt oder einer neuen Bestimmung zugeführt werden können. Die von superuse studios entwickelte Arbeitsweise setzt dies in die Praxis um. Von einem existierenden Gebäude auszugehen bedeutet meist, dass die Architektur nicht „perfekt“ ist und Anpassungsbedarf besteht. Innenelemente wie Möbel hinzuzufügen, um den Raum nutzbar zu machen, ist reversibel und lässt sich einfach verändern. Allein die Tatsache, dass wir mit Abfallmaterialien arbeiten, macht das Design weniger steril und alterungsbeständiger.

raumlaborberlin

Ich würde nicht von einem zunehmend schnelleren soziokulturellen Wandel sprechen, sondern um es mit Baecker zu sagen, vom Umbruch zur nächsten Gesellschaft. Durch die grundlegende Änderung unserer Kommunikationsmöglichkeiten durch den Computer werden beinahe alle Gesellschaftsbereiche infrage gestellt. Rückkopplungen dieser Verschiebung reichen bis in den realen Raum, beispielsweise ändert sich im Moment die moderne Aufteilung von Wohnen, Arbeit und Mobilität radikal. Gleichzeitig pluralisiert sich die Gesellschaft, wodurch wir als Gestalter neue Wege finden müssen, Räume nicht zu stark vorzudefinieren. Anders als in der internationalen Moderne versuchen wir nicht den Menschen gleich mitzuerfinden. Ich glaube zwar auch nicht, dass es einen neutralen Raum oder neutrale Gestaltung gibt, sondern gehe davon aus, dass Raum stets aufgeladen ist. Neutral wird oft als funktional im Sinne einer effizienten Monofunktionalität verstanden, damit ist natürlich eine ganze Geisteshaltung eingebaut. Deshalb suchen wir nach spezifischen Räumen, die durch viele mögliche Stimmungen anregend und sinnlich wirken.

Fattinger Orso Architektur

Die Frage ist, ob allein der zunehmend schnellere soziokulturelle Wandel für den beschleunigten Alterungsprozess verantwortlich ist oder dieser nicht eher durch eine zunehmend orientierungslosere Stadtbaupolitik hervorgerufen wird, die vielfach den Anschein erweckt, von den Wünschen kapitalorientierter Investoren geleitet zu sein. Aber auch die klassischen „top down“-Instrumente der Stadtplanung scheinen den heutigen Anforderungen nicht gerecht zu werden. Vielmehr könnten alternative Planungsstrategien wie „Bottom up“-Ansätze herangezogen werden, um im Sinne einer nachhaltigen Planung sozialräumliche Entwurfsaspekte zu erkennen und in den Gestaltungsprozess zu integrieren.



Eine wachsende breite Öffentlichkeit entdeckt die Vorzüge der Gründerzeitbauten mit ihren offenen Strukturen, die mittlerweile längst über ihre ursprünglich intendierte Nutzungsdauer bestehen. Was lässt sich daraus für zeitgenössische Architektur lernen?

superuse studios

Ich glaube, es ist eine Kombination etlicher Elemente, die diese Architektur zu einem beliebten Beispiel für Wiederverwendung macht. Innerhalb einer solchen Struktur, die das aufweist, was man hohe Decken und neutrale, geräumige Grundrisse nennt, kann die Raumaufteilung leicht verändert und angepasst werden. Genauso oder vielleicht sogar noch wichtiger ist jedoch, dass diese Aspekte mit der Position der Gebäude im urbanen Gefüge zusammenfallen und mit einigen wenigen charakteristischen architektonischen Details der Fassaden und oft auch im Inneren, die die Leute dazu bringen, sich in ein Gebäude zu verlieben.

Um mehrfach in verschiedenen Epochen benutzt zu werden, sollte ein Gebäude technisch solide gebaut sein, mit strapazierfähigen Materialien und mit einer soliden, geräumigen Struktur. Es sollte jedoch nicht völlig neutral oder charakterlos werden. Es sollte einige charakteristische Merkmale haben, typische Details und Aspekte seiner Zeit, um ein Gebäude zu sein, zu dem Menschen eine emotionale und sentimentale Beziehung aufbauen können und dies auch tun. Wie bei allen Dingen des Lebens könnte es sein, dass es um eine gute Mischung aus emotionalen und rationalen Entscheidungen geht.

raumlaborberlin

Bei der Gründerzeit muss man im Auge behalten, dass die heutige Nutzungsdichte deutlich geringer ist als zur Entstehung dieser Bauten. Wir verbinden mit diesen Strukturen dadurch einen ganz anderen Komfort und Lebensgefühl als ursprünglich rein ökonomisch möglich war. In Berlin haben wir derzeit einen durchschnittlichen Verbrauch pro Kopf von circa 40 m² Wohnfläche, gleichzeitig sind wir in den Städten mit einem sich schließenden Wohnungsmarkt konfrontiert, der vor allem Neuankömmlingen kaum Raum bietet. Also muss man sich als Gestalter die Frage stellen, wie architektonische Strukturen verschiedene Nutzungen möglich machen. Eine der zentralen Aufgaben ist dabei Arbeit und Wohnen wieder näher aneinander zu bringen. Wie lässt sich, um es mit Dieter Läßle zu sagen, das produzierende Gewerbe wieder in unseren Städten denken? Damit einhergehend stellt sich die Frage, wie es möglich ist, nicht nur Dienstleistungen in den Städten anzusiedeln und auf Produktionen am anderen Ende der Ozeane zu verzichten.

Fattinger Orso Architektur

Wir wohnen und arbeiten selbst in einem Gründerzeitbau und wissen dessen räumliche Qualitäten und Nutzungs Offenheit sehr zu schätzen.

Insbesondere die Zuschaltbarkeit von Räumen durch die großen Flügeltüren ist ein Attribut, das vermehrt in den zeitgenössischen Wohnbau transferiert werden könnte. Vergleicht man den Ausführungsstandard von Gründerzeitbauten mit heutigen Wohnbauten, so muss man zudem feststellen, dass Neubauten meist viel schneller altern und zum Beispiel oft bereits nach wenigen Jahren Sanierungsarbeiten an der hoch subventionierten und weit überschätzten Wärmedämmverbundfassade durchgeführt werden müssen. Dies zeigt uns, dass wir unsere Auffassung nachhaltiger Architektur ändern müssen, und das beginnend beim Aspekt ihrer Qualität.

**Heidi Pretterhofer,
Dieter Spath**

sind ArchitektInnen in Wien. Ihre Arbeit bewegt sich an der Schnittstelle von Architektur, Urbanismus, Kulturproduktion und Theorie. Die Untersuchungen zu den Getreidespeichern sind Baustein des mehrjährigen Forschungsvorhabens „Rurbanismus“, das sich mit den Veränderungen im ländlichen Raum beschäftigt.

Mehr als 150 Getreidesilos strukturieren die Ackerbaugebiete Niederösterreichs, sie sind Landmark, zufälliges Wahrzeichen der Kulturlandschaft des ausgehenden 20. Jahrhunderts und könnten als „Agrarkirchen“ der Region bezeichnet werden. Im Gegensatz zu anderen technischen Wahrzeichen des infrastrukturell hochgerüsteten ländlichen Raums, den Windrädern, Ölpumpen und Hochspannungsleitungen, kann den Silos eine raumordnerische Aufgabe zugesprochen werden. Sie stehen dem Kirchturm gegenüber, sind in der Regel höher als dieser und vervollständigen eine Art „Doppelturmprinzip“ im Dorf. Sie rhythmisieren wunderschön die flache, leicht onduлиerte Landschaft der Ackerbaugelände und bilden ein Netzwerk von Hochpunkten, bestens angebunden an die Bahninfrastruktur.

Und obwohl die Funktion und das Programm immer dasselbe ist, gibt es keine baugleichen Silos, sie haben sehr unterschiedliche Höhen, Proportionen, Additionen und Accessoires.

Das Fassungsvermögen der Silos war und ist Indikator der jeweiligen Agrarintensität einer Region und gleichzeitig weithin sichtbares funktionales Logo der Genossenschaft. Rund 2.000.000 Tonnen Getreide wurden 2012 in Niederösterreich geerntet, etwa zwei Drittel davon wurde, in Silos getrocknet, gespeichert und verteilt, man könnte die bis zu 70 Meter hohen Türme auch als gebaute Wirtschaftsdiagramme bezeichnen und Ausdruck der Industrialisierung der österreichischen Landwirtschaft. Das Lagern des Schüttgutes¹ ermöglicht es mit der Ware zu spekulieren, und es zum „richtigen“ Zeitpunkt zu verkaufen, beispielsweise nach Italien, um dort zu Barilla-Nudeln veredelt zu werden und dann beim Nahversorger unseres Vertrauens im Regal zu stehen.

Timeline Getreidespeicher
Seit die Menschen Getreide als Nahrungsmittel verwenden, gab es die Herausforderung der Lagerung, über Jahrtausende hinweg waren es geschlossene Behälter (Töpfe, Körbe, Kästen), je größer, umso besser. Der wahrscheinlich älteste Getreidespeicher wurde in Drah' in Jordanien² gefunden und ist über 11.000 Jahre alt, und steht für den Anfang der Landwirtschaft.

Timeline Getreidespeicher

Seit die Menschen Getreide als Nahrungsmittel verwenden, gab es die Herausforderung der Lagerung, über Jahrtausende hinweg waren es geschlossene Behälter (Töpfe, Körbe, Kästen), je größer, umso besser. Der wahrscheinlich älteste Getreidespeicher wurde in Drah' in Jordanien² gefunden und ist über 11.000 Jahre alt, und steht für den Anfang der Landwirtschaft.

Es wurden erstmals systematisch Nutzpflanzen angebaut und das sichere Lagern der Ernte war entscheidend für das Überleben der nun sesshaft werdenden Menschen.

Mittlerweile sind Menschen und Getreide mobil geworden, die Notwendigkeit des Lagerns bleibt allerdings, denn die Möglichkeit, zu lagern, bedeutet auch der Volatilität des Getreidepreises nicht unmittelbar ausgesetzt zu sein.

In Niederösterreich beginnt die Geschichte des alttümlichen Silos in Zeiselmauer, wo sich der älteste „Körnerkasten“ der Region befindet, eine Nachnutzung einer spätrömischen Festungsanlage, die Teil des Donaulimes war. Das Gebäude stammt aus dem 4. Jahrhundert und wurde im Mittelalter als Getreidespeicher genutzt und blieb dadurch erhalten.

Im Barock wurden die Schüttkästen vorzugsweise auf Anhöhen platziert, um sicherzustellen, dass das kostbare Gut trocken bleibt. Dicke Wände sorgen für gleichmäßige Temperaturen, kleine Öffnungen für gute Belüftung, die Lagerung des Getreides erfolgte auf mehreren gut unterlüfteten Holzböden, in welche das Getreide geschüttet wurde.

Eigentümer waren entweder der Adel oder der Klerus, der Speicher zeigt die Macht- und Besitzverhältnisse.

Nach den Bauernaufständen Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einem Vakuum, die neuen freien Bauer mussten erst ein System des Lagerns und Verteilens der Ernte finden und vor allem auch eine Form der Finanzierung und des Kreditwesens. 1862 gründete Friedrich Wilhelm Raiffeisen den ersten Spar- und Darlehenskassenverein in Deutschland, der günstige Darlehen vergab. Zehn Jahre später führte der Gedanke der bäuerlichen Selbsthilfe in Österreich zur Verabschiedung des Genossenschaftsgesetzes. Die neue Macht am Land ist nun Raiffeisen. Ziel des Raiffeisenverbandes war die Einrichtung einer Zahlstelle, die Organisation des Ein- und Verkaufswesens der landwirtschaftlichen Genossenschaften und die Errichtung von Lagerhäusern, wobei anzustreben war, „das ganze Land mit einem Netz kleinerer Lagerhäuser zu überziehen“. ³ 1886 wurde die erste Raiffeisenkasse in Niederösterreich gegründet und auch das erste genossenschaftliche Getreidelagerhaus in Pöchlarn errichtet. Weitere Genossenschaften folgten.

Bis in die 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts folgten diese Getreidelager der Typologie eines Hauses. Diese Speicherhäuser waren horizontal organisiert, quasi mehrgeschoßige Hallen mit Gebäudehöhen bis zu 25 Metern. Die äußere Hülle war Mauerwerk aus Ziegel oder Stein und hatte ein Satteldach mit verschiedenen Aufsätzen und Auslässen.

In der Nachkriegszeit setzte eine enorme Mechanisierung und Rationalisierung aller Produktionsmethoden und Arbeitsvorgänge in der Landwirtschaft ein.

Aber es war nicht der Traktor, sondern der Mähdräher, dessen Einzug in den bäuerlichen Maschinenbestand gegenüber früheren Zeiten eine völlig neue Situation schuf. Mit der rasant steigenden Zahl an

¹ Schüttgut: ein körniges oder auch stückiges Gemenge, das in einer schüttfähigen Form vorliegt

² Das runde Bauwerk mit einem Durchmesser von drei Metern hatte Mauern aus Steinen und getrockneter Erde, obenauß saß ein Flechtwerk aus Pfosten, Zweigen und Schilfrohr. Der Boden innerhalb des Gebäudes war erhöht und hatte Öffnungen, sodass unter dem Lagergut Luft zirkulieren konnte.

³ Verband ländlicher Genossenschaften in Niederösterreich (Hg.), 1898–1973: 75 Jahre Verband ländlicher Genossenschaften in Niederösterreich

Mähdreschern kam es zu einem immer geballteren Angebot an Erntegut, das von den Lagerräumen aufgenommen werden musste.

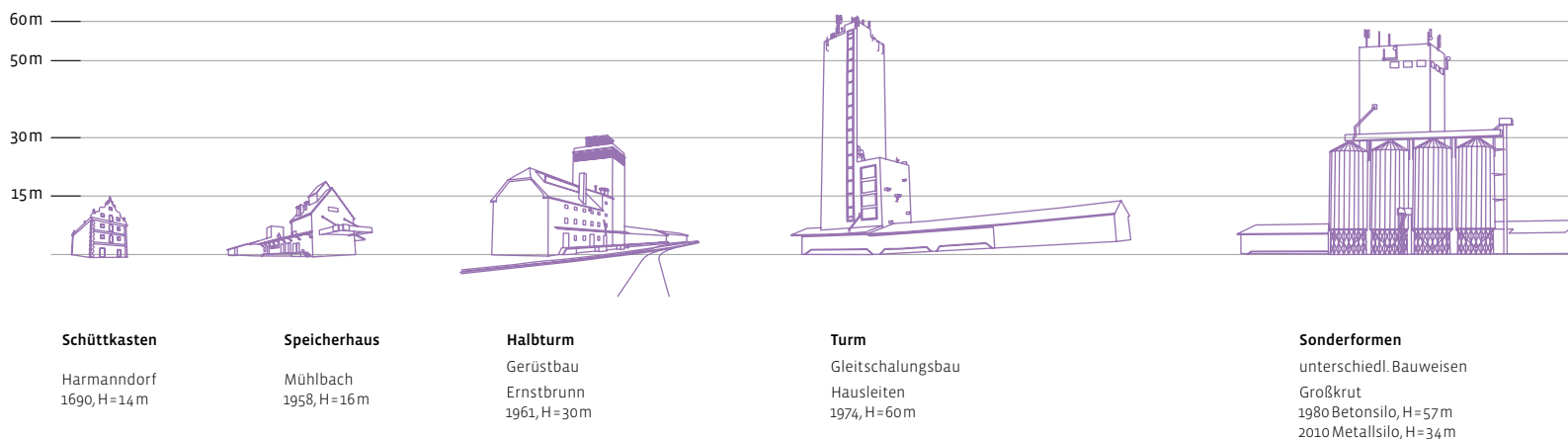
1953 wurde daher eigens eine Bauabteilung im Lagerhaus-Verband eingerichtet, die unverzüglich mit dem Bau von Getreidesilos begann. Eine rege Bautätigkeit setzte ein, die nachhaltig auch das Bild der Landschaft verändern sollte. Es erfolgte ein Typologiewechsel, die Speicher wurden nun vertikal (bis zu 45 Meter), das Haus richtet sich auf zu einem Halbturm, die Z-Achse dominiert das Erscheinungsbild, errichtet wurden sie in Gerüstbauweise. Ein Staffelgeschoß on top vervollständigte den Speicher zum Aussichtsturm, das Satteldach entfiel.

Anfang der 60er-Jahre ermöglichte ein Technologiesprung das weitere Wachsen der Getreidetürme, mit der Übernahme der Gleitschalungsbauweise konnten schnell und kostengünstig mächtige Betonsilos errichtet werden, der höchste Turm (70 Meter) ragt in Petronell aus der Landschaft und blickt nach Bratislava.

Die Entdeckung der Silos durch die Architekten

Die Getreidesilos sind das architektonische Rendez-vous zwischen Agrarwirtschaft und Moderne. Die Mitte des 19. Jahrhunderts in Amerika entwickelten Bauten mit ihrer einfachen, konkreten und funktionalistischen Form wurden von den europäischen Architekten bewundert und verklärt. Von Gropius über Le Corbusier bis Worringer galten sie als Beweisstück für eine Fiktion. Im Kolhaasschen Sinne könnte man von falschen Fakten sprechen. 1913 publizierte Walter Gropius erstmals Fotos von amerikanischen Silobauten, die Bildunterschrift verortet das Gebäude in Buenos Aires, 1922 verwendet Le Corbusier das gleiche Bild, allerdings leicht modifiziert, er ließ das Satteldach per Fotomontage entfernen, und transferierte das Gebäude nach Kanada. 1927 wurde dann dieses retuschierte Foto von Wilhelm Worringer übernommen. Keiner hatte dieses Gebäude je persönlich gesehen.

Eine wirkliche Analyse dieser Gebäudetypologie führte erstmals Reynier Banham in seinem Buch „A Concrete Atlantis. U.S. Industrial Buildings and



European Modern Architecture 1900–1925“ durch, also 73 Jahre, nachdem Gropius die Silos in den Architekturdiskurs eingeführt hat.

Den „Architekturdichtern“ der Moderne galten die Silos als Inspiration und Versprechen.

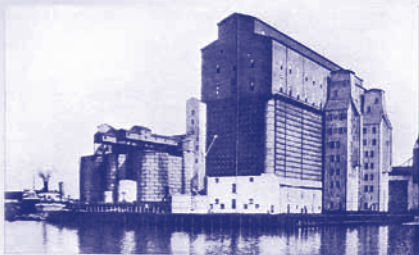
Interessant ist, dass in Niederösterreich die Silos erst zu einem Zeitpunkt auftauchen, wo sie in Amerika schon wieder verschwinden, die Blütezeit der Hafenstandort wie z. B. Buffalo, ist vorbei, die riesigen Siloanlagen werden abgetragen oder umgenutzt. Die Zeitverzögerung in NÖ hängt auch mit der kleinteiligeren Agrarstruktur zusammen. Die ländlichen Genossenschaften haben nie wirklich mit der Tradition gebrochen und haben ihre „modernen“ Korntürme selbstbewusst mit volkstümlichen und religiösen Kunstwerken geschmückt, Sgraffitos, Mosaiken und auch Plastiken wurden angebracht. Am beeindruckendsten ist eine 54 Tonnen schwere Skulptur am Silo in Waidhofen an der Thaya. Der „Steinerne

Bauer“ des Bildhauers Carl Hermann ist die symbolträchtige Figur eines Sämannes; Fruchtbarkeit, Reichtum und Bodenhaftung sind die Werte, die es zu erhalten gilt.

In dieser Gleichzeitigkeit von Tradition, Moderne und vor allem Pragmatismus könnte man die Genossenschaftssilos vielleicht als „Quasiobjekte“ im Sinne Bruno Latours bezeichnen, der behauptet: „Wir sind nie modern gewesen.“

Staubige Nachhaltigkeit, ein Update

Bemerkenswert ist, dass der Großteil der Silos noch in Verwendung ist, und sie beinahe zufällig eine sehr nachhaltige Gebäudetypologie darstellen. Der große Vorteil der Betonsilos im Vergleich zu den jüngeren Stahlsilos ist deren Trägheit, Temperatur und Feuchtigkeitsunterschiede werden nur sehr langsam weiter-



Dakota Elevator, Buffalo



Getreidesilo in Buenos Aires



Getreidesilos und Elevatoren in Kanada



Torbau des Totentempels des Königs Sahu Re



Getreidesilo in Kanada

Walter Gropius, 1913

Le Corbusier, 1922, Satteldach lithografisch entfernt

Wilhelm Worringer, 1927

geleitet, das Getreide hat konstante Lagerbedingungen und kann so bis zu einem Jahr gelagert werden, dann wird der Speicherplatz für die nächste Ernte benötigt.

Überraschend ist, dass diese hermetischen, vertikalen Lagerräume eine komplexe, grazile Innenarchitektur von Schläuchen und Rohren beherbergen. Diese sind notwendig, um die einzelnen Silozellen zu befüllen und zu entleeren. Das Getreide wird getrocknet, „zieht um“ (Fachjargon der Silomeister, wenn das Schüttgut von einer Zelle in eine andere verlagert wird), wird mehrfach gefiltert, gesiebt und schließlich verladen (Bahn oder Lkw). Bei diesen Arbeiten kommt es zu erheblichen Staubentwicklungen, da die Konsistenz von Getreide zwischen flüssig und fest angesiedelt ist. Die individuellen Getreidekörner bilden Konglomerate mit Bruchflächen, die durch gegenseitige Reibung Feinstaub erzeugen.

Als zeitgemäßes „update“ werden Silos heute auch als Senderstandort bewirtschaftet. Die „Senderfunktion“ der Silos unterstreicht die These, dass Silos als Generatoren eines neuen Siedlungsraumes operieren. Sie sind bereits da; vertikale Lagerräume, die ihr Programm ändern bzw. es zusätzlich zur ursprünglichen Aufgabe ergänzen können. Sendeanlagen ohne Silos stellen oftmals ein gestalterisches Problem dar, und es gibt sehr befremdliche Unternehmungen, diese Aufgabe zu lösen, beispielsweise wurden in der Steiermark Plastiktannenbäume entworfen und errichtet, um die Sendeanlagen im Wald zu tarnen. In England behalf man sich eines Fake-Silos, der seriell wie ein Fertigteilhaus produziert werden kann, ebenfalls mit dem Ziel, den Sender zu verstecken. Die Landmarks, wie sie die Lagerhaus-Silos darstellen, können dieses Gestaltungsproblem lösen.

Silos senden Bilder, Gespräche und Informationen, die einen neuen „rurbanen“⁴ Raum aktivieren.

Entsprechend der Bauordnung fallen diese Türme unter die Kategorie von Hochhäusern. Viele der Silos haben (noch) Verbindung zum Schienennetz und hätten dadurch Potenzial, als lokale Terminals zu fungieren, wo von Rad, Bus, Pkw auf die Bahn gewechselt werden kann. Die hohe Silodichte in den ehemaligen Grenzregionen Marchfeld und Weinviertel kann zum selbstbewussten Startpunkt für eine neue europäische Kultur- und Siedlungslandschaft werden. Die Unterscheidung in rurale und urbane Siedlungsformen ist nicht mehr zeitgemäß.

Der Mythos des Ländlichen ist eine städtische Perspektive, umso mehr erscheint es notwendig, aus der Sicht des Landes auf die Entwicklung der Lebensräume im 21. Jahrhundert zu schauen.

Denn die ländlichen Räume haben in den vergangenen 20 Jahren nicht nur einen (infra)strukturellen Wandel erfolgreich abgeschlossen, sondern auch eine eigenständige Entwicklung vollziehen können, die sich auf besondere Weise mit dem Städtischen verknüpft und Merkmale einer zukünftigen Siedlungsweise in Europa beinhaltet. Durch die rasante Fortentwicklung der Transport- und Kommunikationstechnologie ist der ländliche Raum auf eine bisher unbekannte Weise bis in den globalen Maßstab hinein mit dem Städtischen verknüpft. ■

⁴ RURBAN: Zusammensetzung von urban und rural. Bezeichnet eine räumliche Qualität, die sich den gewohnten städtischen Deutungsmustern entzieht: 1. stadtländisch, 2. landstädtisch. Vgl. Heidi Pretterhofer, Dieter Spath, Kai Vöckler, LAND. Rurbanismus oder Leben im postruralen Raum, HDA Graz 2010

Urban Mining |

Rohstoffe in Nicht-Wohngebäuden

Liselotte Schebek

Professur für das Fachgebiet Stoffstrommanagement und Ressourcenwirtschaft an der TU Darmstadt
Leiterin des Forschungsprojekts „Techno-Ökonomische Potenziale der Rückgewinnung von Rohstoffen aus dem Industrie- und Gewerbegebäude-Bestand“ (PRRIG)

Jan Wöltjen

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Baubetrieb, TU Darmstadt,
Schwerpunkt: Urban Mining

Yunbo Li

Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut IWAR, TU Darmstadt,
Schwerpunkt: Stoffstrommanagement und Ressourcenwirtschaft

Britta Miekley

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut IWAR, TU Darmstadt,
Schwerpunkt: Abfalltechnik sowie Industrielle Stoffkreisläufe

Benjamin Schnitzer

Mitarbeiter am Institut für kommunale Geoinformationssysteme (IKGIS) e. V., Geodätisches Institut, TU Darmstadt,
Schwerpunkt: Landmanagement

Christoph Motzko

Institutsleitung, Institut für Baubetrieb, TU Darmstadt,
Schwerpunkt: Bauorganisation

Hans-Joachim Linke

Prodekan des Instituts für Bau- und Umweltingenieurwissenschaften, TU Darmstadt

Das Thema der Rohstoffsicherheit steht heute im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses: Steigende Preise, beispielsweise für Stahl und Kupfer, aber auch die Diskussion um die Verfügbarkeit von „strategischen“ Rohstoffen für Zukunftstechnologien haben dieser Problematik eine hohe Aktualität verliehen. Aber gerade die wirtschaftlich bedeutenden metallischen Rohstoffe werden nicht im engeren Sinne „verbraucht“, sondern bleiben als Materialien und Elemente auch beim und nach dem Gebrauch von Produkten erhalten. Das Motto „Aus Alt mach Neu“ sollte also gerade im Fall von Metallen zum Tragen kommen, umso mehr, als Schrott und Altmetalle technologisch in den Kreisläufen der Metall verarbeitenden Industrie prinzipiell beliebig oft recycelt werden können.

Wo aber finden sich die „verbrauchten“ Metalle? Forschungsarbeiten haben gezeigt, dass durch Herstellung und den Konsum langlebiger Produkte mittlerweile erhebliche Mengen von Materialien im Bestand jeder Industriegesellschaft enthalten sind.

Täglich genutzte Konsumprodukte wie Fortbewegungsmittel oder elektronische Geräte, Infrastrukturen für die Bereitstellung von Strom, die Wasserversorgung oder die Klimatisierung, Straßen und Bauwerke bilden zusammen das „anthropogene Lager“, dessen Inventar an Metallen heute für industrialisierte Länder auf ca. 10 bis 15 t pro Kopf der Bevölkerung geschätzt wird (Gerst 2008). Der Begriff des „Urban Mining“ umschreibt die Erwartung, dass wir Rohstoffe auch aus diesem anthropogenen Lager wiedergewinnen können und damit – mindestens zum Teil – die Nachfrage nach primären Rohstoffen ersetzen können. Diese Erwartung ist heute auch die wesentliche Motivation der Abfall- und Kreislaufwirtschaft: Mit dem rechtlichen Instrumentarium des Kreislaufwirtschaftsgesetzes und neuen technologischen Verfahren der Sortierung und Trennung wurden für viele Altprodukte die Voraussetzungen für eine Schließung von Kreisläufen geschaffen. Trotzdem gelangt nur ein Teil der „verbrauchten“ Metalle tatsächlich in eine hochwertige Verwertung zurück. Dies ist nicht nur auf (noch) fehlende Aufbereitungstechnologien, sondern auch auf vielfältige Probleme bei der Erfassung von Altprodukten und Sekundärrohstoffen zurückzuführen – und oft beruhen diese Probleme im Kern darauf, dass wir nicht oder nicht präzise genug wissen, welche Metalle sich wo und in welcher Form im Bestand des anthropogenen Lagers befinden.

Dies gilt in besonderem Maß für den Baubereich, der in langlebigen Infrastrukturen und Gebäuden den größte Anteil des „anthropogenen Lagers“ enthält.

Zwar liegen erste Schätzungen vor, die für Deutschland einen Bestand von ca. 106 Millionen t Metallen im Bausektor ausweisen (Angerer 2009). Diese Schätzungen auf der volkswirtschaftlichen Ebene sind jedoch für Planer, Immobilienbesitzer und Abbruchunternehmer nicht ausreichend, um für konkrete Gebäude Potenziale zu identifizieren und Maßnahmen beim Rückbau zu konzipieren. Hinzu kommt ein wesentlicher Unterschied zwischen natürlichen Lagerstätten und anthropogenen Lagern: Natürliche Lagerstätten werden dann abgebaut, wenn die Rohstoffe benötigt werden. Anthropogene Lager werden aber nicht „abgebaut“ wegen ihrer Rohstoffinventare, sondern sie verändern sich getrieben von ökonomischen Faktoren: vom Nachfrageverhalten der Konsumenten, von der Investitionstätigkeit der Industrie, von der Marktentwicklung im Immobilienbereich.

Planungen zur Rückführung von Rohstoffen benötigen daher auch Wissen über die zeitliche Dynamik des anthropogenen Lagers.

Im Fall des Baubereichs kann davon ausgegangen werden, dass Materialien in einem Gebäude – abhängig von dessen Nutzungsart und Konstruktionsweise – für mindestens 40, nicht selten jedoch für mehr als 100 Jahre verbleiben. Aufgrund dieser langen Verweilzeiten ist es eine durchaus anspruchsvolle Aufgabe, diese Dynamik zu prognostizieren.

Mit diesen Fragestellungen beschäftigt sich das Forschungsprojekt „Techno-Ökonomische Potenziale der Rückgewinnung von Rohstoffen aus dem Industrie- und Gewerbegebäude-Bestand“ („PRRIG“), in dem drei Fachgebiete der TU Darmstadt mit industriellen Partnern zusammenarbeiten. Das Forschungsprojekt konzentriert sich auf Rohstoffinventare im Bestand von Industrie- und Gewerbegebäuden. Dieser Teil des Baubereichs zeichnet sich im Vergleich zu Wohngebäuden durch den höheren Anteil technischer Gebäudeausrüstung aus, aber auch durch deutlich kürzere „Umlaufzeiten“ bis zu einer Umnutzung, einem Teilabbruch oder dem vollständigen Abbruch. Nichtwohngebäude umfassen sehr unterschiedliche Arten von Gebäuden: Dies können sowohl Produktions- als auch andere Funktions- und Bürogebäude sein, aber auch (Lager)Hallen, Verkehrsgebäude oder Gebäude im Bildungsbereich. Das Forschungsprojekt untersucht diesen Sektor in und für den konkreten Untersuchungsraum des Rhein-Main-Gebietes und umfasst Fallstudien mit Gebäudeeigentümern und Kooperationen mit regionalen Akteuren: In Kooperation mit Immobilieneigentümern werden

konkrete Gebäude und Abrissvorhaben untersucht; flächenbezogene Daten werden von regionalen Akteuren zur Verfügung gestellt. Damit werden erstmals in einem regionalen Untersuchungsraum umfassende empirische Informationen zum Gebäudebestand ermittelt. Um die Dynamik dieses Bestandes zu untersuchen, werden basierend auf Erhebungen und Experteninterviews Szenarien zur Entwicklung der Immobiliennachfrage in unterschiedlichen Teilmärkten des Immobiliensektors erarbeitet. Diese dienen dazu, mithilfe eines Materialflussmodells und basierend auf den ermittelten Informationen zum heutigen Bestand, Simulationsrechnungen zu den zukünftig zu erwartenden Rückflüssen von Materialien durchzuführen. Die Erfassung und Rückführung von Materialien aus dem Abriss werden anhand konkreter Fallbeispiele des Rückbaus oder Abrisses von Gebäuden untersucht. Methodisch werden die Forschungsfragen mit zwei komplementären Untersuchungsansätzen bearbeitet: „Topdown“ werden flächenbezogene Informationen über den Gebäudebestand, z. B. aus Katastern, Statistik und Literatur ausgewertet. „Bottom-up“ erfolgt die Erhebung von Informationen und Daten zu konkreten Standorten, Gebäudebeständen

bzw. Einzelgebäuden. Die Ergebnisse beider Ansätze werden verknüpft über Typologien von Gebäuden und Gebäudekomponenten, aus denen die Relevanz eines durch bestimmte Eigenschaften charakterisierten Gebäudes oder Standortes für den Gesamtbestand abgeleitet werden kann.

Kern der Arbeiten sind die Praxisuntersuchungen zu Gebäuden und Immobilienstandorten in Kooperation mit Industriepartnern und anderen Immobilienbesitzern, beispielsweise Kommunen.

Bei diesem als induktives Vorgehen zu charakterisierenden „Bottom-up“-Ansatz werden exemplarisch Standorte und Gebäude im Detail aufgenommen. Dies umfasst die Auswertung von Dokumentationen zum Gebäudebestand sowie die Durchführung von Vor-Ort-Erhebungen zu Gebäude(teilen) und Abbruchverfahren. Die für das Rohstoffrückgewinnungspotenzial als besonders relevant identifizierten Bauteile sind in diesem Zusammenhang die Bauteile des Tragwerks, die verschiedenen Bestandteile der technischen Gebäudeausrüstung, die Fassadenverkleidung und -unterkonstruktion, der Dachbelag,

superuse studios
Rewind @ Willemsplein
2012
Rotterdam, Niederlande



WIENERGIEBÜNDEL

NÜTZEN GRÜNE WÄRME QUELLEN – MIT SONNENWÄRME

NEU!
**GRÜNE
WÄRME**
SONNENWÄRME

Wien Energie bietet als innovativer Dienstleister erneuerbare Wärme im einfachen Komplettpaket. Wir planen, finanzieren, bauen und betreiben die Anlage. Und Sie profitieren von einer sauberen Wärmeversorgung mit Solarthermie und Gaskessel. Mehr Infos über unsere zukunftsweisenden Technologien gibt's auf wienenergie.at



WIEN ENERGIE

UNSERE KRAFT FÜR SIE.



www.wienenergie.at

Wien Energie, ein Partner der EnergieAllianz Austria.



superuse studios
Stadsgevel
21.04.2011–25.06.2012
Rotterdam, Niederlande

der Sonnenschutz und die Fensterrahmen. Die Ergebnisse werden entsprechend der im Forschungsprojekt entwickelten Typologien in einer Datenbank verwaltet und ausgewertet. Aus der Zusammenführung mit generischen Informationen zu Gebäudekomponenten – z. B. Elektro- oder Lüftungssystemen – werden die Mengen der verbauten Rohstoffe ermittelt und Abhängigkeiten vom Alter des jeweiligen Gebäudes, seinem ursprünglichen Zweck bzw. jüngeren Nutzungsarten und damit einhergehenden Umbauten und Sanierungen ermittelt. Wesentlicher Bestandteil der Forschung ist auch die Insitu-Untersuchung des Baustellenbetriebs im Hinblick auf Potenziale zur Verbesserung des „rohstofforientierten Rückbauprozesses“: Welche der eingebauten Metalle werden zu welchen Anteilen separiert? Haben organisatorische Maßnahmen einen Einfluss auf deren Menge? Durch die wissenschaftliche Begleitung

Gerst 2008: Michael D. Gerst, Thomas. E. Graedel: In-Use Stocks of Metals: Status and Implications; Environmental Science & Technology 2008 42 (19), 7038–7045
Schiller 2010: Schiller, G.; Deilmann, C.; Gruhler, K.; Röhm, P.: Ermittlung von Ressourcenschonungspotenzialen bei der Verwertung von Bauabfällen und Erarbeitung von Empfehlungen zu deren Nutzung, Texte Nr. 56/2010, UBA-FBNr: 001401, Förderkennzeichen: 3708 95 303, 2010 Umweltbundesamt

Forschungsprojekt „Techno-Ökonomische Potenziale der Rückgewinnung von Rohstoffen aus dem Industrie- und Gewerbegebäude-Bestand“ („PRRIG“):

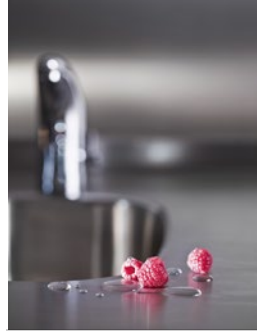
Das Projekt wird gefördert im Zeitraum März 2013 bis Februar 2015 durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung im Rahmen der Förderrichtlinie

„r³-Innovative Technologien für Ressourceneffizienz – Strategische Metalle und Mineralien“. Projektpartner sind drei Fachgebiete der TU Darmstadt (Fachgebiet Stoffstrommanagement und Ressourcenwirtschaft, Institut für Baubetrieb, Fachgebiet Landmanagement) sowie die Industriepartner Adam Opel AG und Rezarea GmbH.

ausgewählter Abbruchvorhaben kann auf Basis eines Abgleichs zwischen den theoretisch aus den Projektierungsunterlagen ermittelten Rohstoffinventaren mit den in situ ermittelten Kennwerten eine Plausibilisierung der Rohstoffmengen vorgenommen werden.

Als Ergebnis der Vor-Ort-Untersuchungen wird an einzelnen Standorten so das konkrete Rückgewinnungspotenzial bisher noch verlorener Rohstoffe ermittelt.

Diese und die weiteren Ergebnisse der Praxisuntersuchungen werden zusammenfassend im Hinblick auf übergreifende Empfehlungen und einen Maßnahmenkatalog zum Urban Mining im Bereich der Industrie- und Gewerbegebäude ausgewertet. Insgesamt soll das Forschungsprojekt PRRIG erstmals eine fundierte Einschätzung ermöglichen, in welchem Zeithorizont, in welchen Segmenten des (Gewerbe)Immobilienmarktes und/oder für welche Rohstoffe Urban Mining eine ökonomisch und technologisch realisierbare Option darstellt – Ergebnisse, die nicht nur wissenschaftlich spannend sind, sondern auch für Immobilienbesitzer und Planer neue Einschätzungen für praxistaugliche Maßnahmen zu ökonomischen und ökologischen Einsparungen eröffnen könnten. ■



Das Rezept zur perfekten Küche.

Beratung, Planung und Realisierung. Alles aus einer Hand. Professionalität in der Gastronomieausstattung erfordert Erfahrung in Planung und Baustellenbegleitung komplexer Projekte. Wir kennen die Arbeitsabläufe in modernen Großküchen und die damit verbundenen Anforderungen und stellen unser Wissen gerne in der Zusammenarbeit mit ArchitektInnen unseren KundInnen bei der Umsetzung auch hochkomplexer Projekte zur Verfügung. Stölner Group – wir wissen, worauf es ankommt.



Stölner GmbH

Günter Maurer
Key Account Manager
+43 (0) 676 830 81 307

Herzogenburgerstraße 9, 3100 St. Pölten
T + 43 (0) 27 42 36 22 20-0

Burggasse 120, 1070 Wien
T + 43 (0) 1 52 24 674

office@stoelner.at | www.stoelner.at



Österreich I + II

ORF III Kultur und Information präsentiert die prägenden historischen Dokumentarserien von Hugo Portisch und Sepp Riff in umfassenden Neuauflagen: auf den neuesten Stand der Technik gebracht und inhaltlich den jüngsten historischen Kenntnissen angepasst.

ÖSTERREICH I

**Die Geschichte Österreichs vom
1. Weltkrieg bis 1945**

ÖSTERREICH II

**(Folge 1–12)
Die Staatswerdung Österreichs 1945**

jeweils 6 DVDs, Bildformat 16:9, Stereo
Sprache: Deutsch, Untertitel: Deutsch

**Erhältlich im gut sortierten Fachhandel
und im ORF Shop**, Argentinierstraße 30a, 1040 Wien,
T: (01) 501 70 373, F: (01) 501 70 375,
E: orfshop@ORF.at, URL: <http://shop.ORF.at>

ap media
Visuelle Kommunikation



►► Nachhaltigkeit ohne Raumplanung? Podiumsdiskussion des Ausschusses Nachhaltiges Bauen der bAIK

Wann? Mittwoch, 7.5.2014, 19 Uhr
Wo? Erste Bank Event Center,
Petersplatz 7, 1010 Wien

Grundlage nachhaltigen Bauens ist der raumplanerische Kontext. Angesichts der Abwanderung und Zersiedlung des ländlichen Raums wird die Problematik in kleineren Gemeinden besonders augenscheinlich. Erst in Verbindung erreichen eine nachhaltige Raumplanung und energieeffiziente Gebäudekonzepte ihre jeweiligen Zielsetzungen. Denn langfristige Siedlungskonzepte minimieren durch kurze Wege den Pendlerverkehr, sie ermöglichen eine besonders ressourcenschonende infrastrukturelle Anbindung und verhindern die soziale Erosion der Gemeindekerne. Eine Herausforderung, die nur in Zusammenarbeit der unterschiedlichen AkteureInnen auf politischer als auch planender Ebene sowie durch partizipative Planungsmodelle zu bewältigen ist.

Am 7. Mai 2014 geht eine ExpertInnenrunde auf Einladung des Ausschusses Nachhaltiges Bauen der bAIK den zugrunde liegenden Konzepten österreichischer best practices und Visionen für eine neue Kultur der Siedlungsplanung nach.

Arch+Ing

Anmeldung bis 6. 5. 2014:
www.arching.at/podiumsdiskussion16

Bundeskammer der Architekten und
Ingenieurkonsulenten, Wien
Rosa Frey, T: +43 (0)1 505 58 07-73



JOUR FIXE VERGABERECHT

Schramm Öhler Rechtsanwälte veranstalten ein- bis zweimal monatlich einen Vortragsabend zu den Themen des Vergabe- und Baurechts mit den Top-Vergabeexperten Österreichs.

jeweils Donnerstag ab 17 Uhr

Ort: 1010 Wien, Bartensteingasse 2
(3. Stock), Vortragssaal

Nächste Veranstaltungen:

„UWG und Vergaberecht“:
3. April 2014, 17.00 Uhr
„Neueste Entwicklungen an der Schnittstelle von Vergaberecht und Beihilfenrecht“ mit Jaeger (Max-Planck-Institut für Immaterialgüter- und Wettbewerbsrecht)

„Vergabetauk – die aktuellsten Entscheidungen“:
24. April 2014, 17.00 Uhr
Diskussion über die wichtigsten vergaberechtlichen Entscheidungen des EuGH, des VwGH sowie des BVwG und deren Auswirkungen auf die Vergabepraxis mit Reisner (Bundesverwaltungsgericht)

Keine Teilnahmegebühr



Weitere Informationen und Programm:
Schramm Öhler Rechtsanwälte OG
1010 Wien, Bartensteingasse 2
Tel +43 (0)1 409 76 09
www.schramm-oehler.at
kanzlei@schramm-oehler.at

AON

Experten für
Versicherungslösungen

Das Unerwartete kommt
oft unverhofft! Schützen
Sie sich und Ihr Unter-
nehmen vor etwaigen
Schadenersatzansprüchen.

Ihr Berater:

Prok. Peter Artmann
1110 Wien, Geiselbergstraße 17
t +43 (0)57800-159
peter.artmann@aon-austria.at
aon-austria.at



Risk. Reinsurance. Human Resources.



**Caritas
& Du
retten Kinderleben**

Spendenkonto Erste Bank
IBAN: AT23 2011 1000 0123 4560
BIC: GIBAATWWXXX www.caritas.at/spenden

Mit **30 €**
schenken Sie einem
Kind in Osteuropa
**1 Monat
ein Zuhause**

Wir helfen mit: **ERSTE BANK** **SPARKASSE** **WIENER STÄDTISCHE
VERSICHERUNGSVEREIN** **VIG**

»... und plötzlich
steht ein
ausgewachsenes
SCHWEIN vor mir.
Mitten im STIEGENHAUS,
zwischen AUFZUG und
Postkästchen.«

Alexander Nikolic
dérive N° 51: Verstädterung der Arten, S. 31

dérive

Zeitschrift für Stadtforschung

www.derive.at

Das Regierungsprogramm|

aus Sicht der ZiviltechnikerInnen

Am 16.12.2013 wurde das Kabinett Faymann II angelobt. Das Regierungsprogramm stieß auf massive Kritik der Opposition und der Öffentlichkeit. Aus Sicht der Interessenvertretung der ZiviltechnikerInnen ist diese Kritik in Hinblick auf die Steuerpolitik der Regierung zu teilen. Daneben finden sich aber auch erfreuliche Ansätze, die im Sinne einer differenzierten Analyse im Folgenden ebenfalls nicht unerwähnt bleiben sollen.

Georg Pendl, Präsident der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten,
Rudolf Kolbe, Vizepräsident der Bundeskammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten

Steuerpolitik

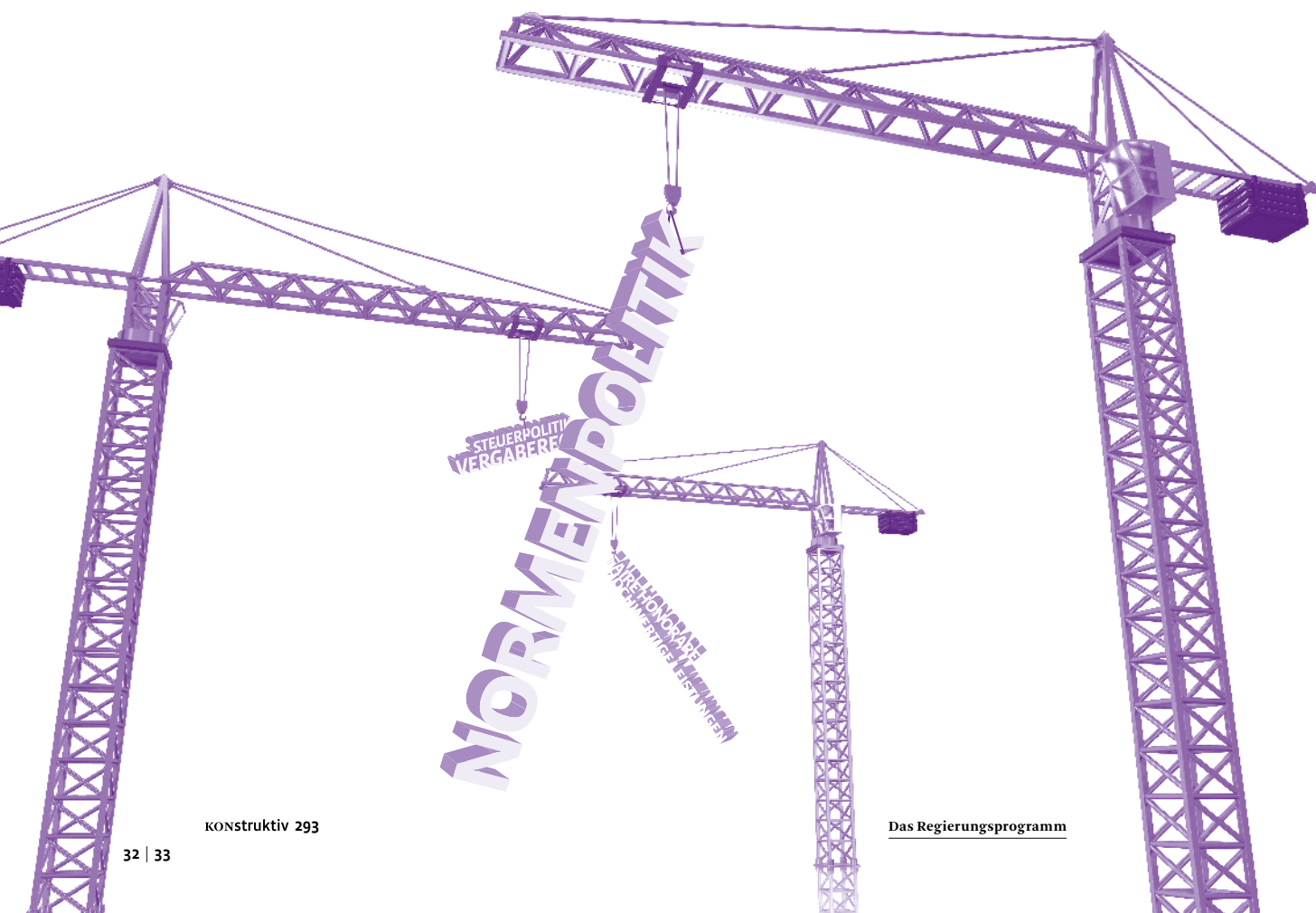
Das Regierungsprogramm sah eine Reihe von Steuererhöhungen vor, die vom Parlament inzwischen auch beschlossen wurden: Alkohol-, Tabaksteuer, NOVA etc. Die Optik war sehr unglücklich, hatte doch etwa Vizekanzler Spindelegger wenige Wochen zuvor im Wahlkampf angekündigt: „Mit mir gibt es keine Steuererhöhungen.“ Eine der beabsichtigten Maßnahmen hätte insbesondere Selbstständige hart getroffen: Der Gewinnfreibetrag (ein Äquivalent für die Begünstigung der Unselbstständigen bei der Besteuerung des 13. und 14. Monatsgehalts) sollte deutlich eingeschränkt werden. Dagegen liefen sowohl die Kammern der Freien Berufe als auch die Wirtschaftskammer Sturm. Wenige Tage vor dem geplanten Beschluss im zuständigen Ausschuss des Nationalrates richteten die Präsidenten aller Kammern der Freien Berufe und WKO-Präsident Leitl ein gemeinsames Protestschreiben an die Regierungsspitze und an Parlamentarier aller Parteien. Diese Einigkeit aller gesetzlichen

Interessenvertretungen der Selbstständigen verfehlte ihre Wirkung nicht: Die Koalitionsparteien haben die geplante Maßnahme deutlich entschärft: Der Gewinnfreibetrag bleibt im Wesentlichen unverändert. Auch ein Ankauf von Wertpapieren ist weiterhin möglich und führt zu einer Ausschöpfung des Gewinnfreibetrages, allerdings nur mehr im Falle der Anschaffung von Wohnbauleihen. Von dieser Beschränkung auf Wohnbauleihen erhofft sich die Bundesregierung mehr Geld für den Wohnbau und damit eine Ankurbelung der Realwirtschaft. Aus Sicht der Architekten und Ingenieurkonsulenten ist zu hoffen, dass dieser Effekt tatsächlich eintritt. Durch das gemeinsame Auftreten der gesetzlichen Interessenvertretung der Freiberufler und der WKO konnte somit ein „Sonderopfer“ der Selbstständigen zur Budgetsanierung verhindert werden. Alle anderen Steuererhöhungen sind aber überwiegend bereits mit 1.3.2014 in Kraft getreten.

Diese Eile würden wir uns auch bei anderen Punkten des Regierungsprogrammes wünschen.

Normenpolitik

Bei aller Kritik müssen auch positive Ansätze im Regierungsprogramm erwähnt werden: Bekanntlich hat die Bundeskammer an die kandidierenden Parteien vor der Nationalratswahl drei Forderungen gerichtet. Eine dieser



Fragen betraf das Normengesetz, die gesetzliche Grundlage der Tätigkeit des Austrian Standards Institute (ASI). Dieses Normengesetz stammt in seinen Grundzügen aus dem Jahr 1954. Wir haben eine Novellierung und Modernisierung dieses Gesetzes gefordert, wobei bestehende Normen entrümpelt, die Transparenz erhöht und die Effizienz des ASI gesteigert werden sollen. Das Regierungsprogramm sieht offenbar ebenfalls Reformbedarf und stellt eine Novellierung des Normengesetzes in Aussicht. Erfreulich daran ist, dass das Thema „Normen“ damit auf der Agenda der Politik steht. Die Interessenvertretung der ZiviltechnikerInnen hat zu diesem Thema mehrere Medienberichte lanciert, Gespräche mit anderen Interessenvertretungen und politischen Entscheidungsträgern geführt und damit wesentlich dazu beigetragen, das Problembewusstsein der Politik zu wecken. Jetzt kommt es – wie beim gesamten Regierungsprogramm – natürlich auf die konkrete Umsetzung des Programmes an. Aufgabe der Bundeskammer wird es sein, weiter „am Ball“ zu bleiben.

Vergaberecht

Eine weitere Frage, die die Bundeskammer an die Parteien im Wahlkampf gerichtet hat, betraf das Vergabegesetz. Dabei hat die Bundeskammer einmal mehr moniert, dass mit einer Kostenersparnis bei der Ausführung, Instandhaltung und den Betriebskosten nur bei effizienter Planung gerechnet werden kann. Die umfassende Beurteilung der Wirtschaftlichkeit eines Angebotes ist für geistige Dienstleistungen ein Muss. Eine Vergabe an den „Billigstbieter“ ist zwar EU-rechtlich zulässig, verursacht letztlich aber Mehrkosten für die öffentliche Hand. Deshalb hat die bAIK von den wahlwerbenden Parteien die verpflichtende Festlegung des Bestbieterprinzips gefordert. Die Regierung hat das zugesagt und in ihr Programm aufgenommen. Die Bundeskammer wird die Umsetzung dieses Versprechens im Zuge der anstehenden Novelle des Vergabegesetzes einfordern.

Faire Honorare für hochwertige Leistungen

Auch auf die dritte Forderung der gesetzlichen Interessenvertretung der ZiviltechnikerInnen, nämlich eine Rechtsgrundlage für eine Honorarordnung nach deutschem Vorbild zu schaffen, haben SPÖ und ÖVP im Wahlkampf zur Nationalratswahl überraschend positiv reagiert. Im Regierungsprogramm haben die beiden Parteien diese Forderung aber (noch?) nicht berücksichtigt. Die Finanzkrise der letzten Jahre hat zwar den Glauben der Politik an die positiven wirtschaftlichen Folgen eines unregulierten, freien Marktes auf europäischer und österreichischer Ebene erschüttert. Konkrete Maßnahmen lassen aber weiter auf sich warten. Da die „Deregulierung“ weiter massiv auf europäischer Ebene forciert wird, wird dieses Thema im Brennpunkt der Forderungen der Bundeskammer an die zum Europäischen Parlament kandidierenden Parteien stehen.

Am 16. und 17. Mai 2014 finden in diesem Jahr die Architekturtage in ganz Österreich statt. Unter dem Motto „Alt Jetzt Neu“ laden sie wieder zu einem außergewöhnlichen Architekturereignis ein! Ein umfangreiches Programm bietet vielfältige Möglichkeiten, Architektur hautnah zu erleben, Neues zu entdecken und Ungewöhnliches zu verstehen.

Architekturtage 2014 16–17 Mai

Projektpartner

Arch+Ing

Architekturstiftung Österreich



www.architekturtage.at



Komplexe Planungsaufgaben können nicht allein nach marktwirtschaftlichen Kriterien honoriert werden. Das ist weder im Interesse der AuftraggeberInnen noch der ZiviltechnikerInnen. Angesichts der unzureichenden Bereitschaft der Politik, unserer Forderung entsprechend dem deutschen Vorbild einer allgemein verbindlichen Honorarordnung zu folgen, wird die Bundeskammer versuchen, die bestehenden gesetzlichen Möglichkeiten nach Abschluss von Honorarvereinbarungen mit einzelnen öffentlichen AuftraggeberInnen verstärkt zu nutzen.

Verwaltungsreform

Eine „Verwaltungsreform“ steht inzwischen seit Jahrzehnten auf der Agenda der Politik. Leider enthält das Regierungsprogramm 2013 bis 2018 zu dieser Thematik mehr allgemeine Bekenntnisse als konkrete Maßnahmen. Als „technische Notare“ stehen die Ziviltechniker bereit, die öffentliche Verwaltung zu entlasten. Die Vielfalt der technischen und naturwissenschaftlichen Fragestellungen, der sich die öffentliche Verwaltung gegenüberstellt, verlangt geradezu nach einer Auslagerung von Staatsaufgaben an Personen, die von Berufs wegen über den erforderlichen Sachverstand verfügen. So eine Auslagerung spart Verwaltungskosten und nützt gleichzeitig

den Bürgern, z. B. durch eine Beschleunigung von Verwaltungsabläufen und eine stärkere „Praxisorientierung“ behördlicher Entscheidungen.

Weitere Punkte im Regierungsübereinkommen

Es liegt in der Natur der Sache, dass das Regierungsübereinkommen ZiviltechnikerInnen in zahlreichen Punkten mehr oder weniger intensiv berührt. Beispielfhaft seien erwähnt: Das Thema „leistbares Wohnen“; die finanzielle Ausstattung der Siedlungswasserwirtschaft; der Ausbau des e-Governments; das Thema „Almenvermessung“; der schon in der letzten Periode gescheiterte Wunsch nach Etablierung interdisziplinärer Gesellschaften etc. Eine umfassende Analyse all dieser Punkte wurde im Generalsekretariat erstellt. Diese Analyse ist Grundlage unserer interessenpolitischen Arbeit in den nächsten Jahren. Mit der Überführung der WE und der Verankerung der Themen „Normen“ und „Vergaberecht“ im Regierungsprogramm konnten wir zuletzt schöne Erfolge verzeichnen. Ziel ist es, den Einfluss und die Durchsetzungskraft unserer Berufsgruppe zu erhalten bzw. schrittweise auszubauen. ■

Verschenkte Erlöse?

Einfach zu öffentlichen Aufträgen

PlanerInnen verschenken mitunter Erlöse, weil sie sich nicht an öffentlichen Ausschreibungen beteiligen. Dabei geht es um ein Volumen von mehr als 45 Milliarden Euro, das öffentliche Auftraggeber jährlich vergeben.

Sind öffentliche Vergaben nur eine Domäne der „Großen“?

Keineswegs. Die Nutzungsstruktur der Liste geeigneter Unternehmer® (LgU), Eignungsnachweisdatenbank im Auftragnehmerkataster Österreich, zeigt genau das Gegenteil auf: Diese wird zu 40% von Kleinstunternehmen bis max. 9 MitarbeiterInnen genutzt. Die größte Gruppe sind Kleinunternehmen bis 50 MitarbeiterInnen (41%). Nur 5% der Eingetragenen entfallen auf Großunternehmen. Der Auftragnehmerkataster Österreich (ANKÖ) bringt als führendes Portal für die Vergabe öffentlicher Aufträge Auftraggeber und Unternehmen unkompliziert zusammen.

Vorteile für ArchitektInnen und IngenieurkonsulentInnen:

- Direkte Verknüpfung zur BAIK – aufrechte Befugnisse und Filialen sind tagesaktuell über die Schnittstelle ersichtlich; das Unternehmensprofil der BAIK-Mitglieder ist für öffentliche Auftraggeber ständig präsent.
- Einsichtsberechtigte User haben alle Nachweise zur Eignungsprüfung online in strukturierter Form und aktuell verfügbar – ohne Verwaltungsaufwand für ArchitektInnen und IngenieurkonsulentInnen.
- Wenn Sie sich um öffentliche Aufträge bewerben, müssen Sie Ihre vergaberechtlichen Eignungen immer wieder neu nachweisen. Die Eintragung in die LgU spart Zeit und Kosten! Sie bestimmen das Aktualisierungsintervall für alle Eignungsnachweise selbst. Das heißt, Sie werden verständigt, bevor ein Eignungsnachweis „veraltet“ ist.
- Verbesserte Auffindbarkeit bei Direktvergaben: detaillierte Suche für AuftraggeberInnen (nach Tätigkeitsbereich, Bundesland, Mitarbeiterzahl, Umsatz, KSV Rating etc.)
- Für Mitglieder, die Vergabeverfahren abwickeln: Mängelbehebung über den ANKÖ möglich (Nachforderung und Setzung von Fristen direkt über das System)
- Gemeinsam zu öffentlichen Aufträgen: Auf die ZiviltechnikerInnen wartet ein erweiterter Anwendungsbereich der „LgU+“. Die neue „Push & Pull“-Funktion erleichtert die Suche nach KooperationspartnerInnen. Um sich gegenseitig gut zu ergänzen, die Stärken zu fördern und die Zusammenarbeit zu optimieren, können Anfragen einfach über das System verschickt werden.
- Innovatives Design: Einfachheit, Schlichtheit und hohe Benutzereinfreundlichkeit haben oberste Priorität.



Auftragnehmerkataster Österreich
ANKÖ Service Ges.m.b.H.

Dipl.-Kfm. Dr. Alfred Jöchlinger, Geschäftsführer
Auftragnehmerkataster Österreich
Anschützgasse 1, 1150 Wien
t +43 1 333 66 66 11

office@ankoe.at
www.ankoe.at

Baukultur in Niederösterreich

Mehr als die Summe von Architektur und Kunst



- 1 Nikolaus Gansterer, „Libra – Balancing The Invisible“ im Justizzentrum Korneuburg, Arge Dieter Mathoi Architekten und Architekturwerkstatt din a4, © Wolfgang Woessner
- 2 Maider López, „Mountain“, Grafenegg, © Paris Tsitsos
- 3 Peter Sandbichler, „Schwarze Schafe“, Stockerau, © Wolfgang Woessner
- 4 Adriane Wachholz, „Coming Home“, Landespflegeheim Mödling, Architekt Hannes Toifel, © Christian Wachter

Der Architekt: ein einsamer Künstler, der mit großer Geniegebärde wahnwitzig übersteigerte Ideen aufs Papier wirft? Mein Jahr als Bauherr und andere architektonische Kleinigkeiten: aus den Erfahrungen eines „Spectrum“-Redakteurs.

Wolfgang Freitag

Seit 1984 als Journalist tätig, u. a. für „Die Presse“ und „Kurier“ sowie „Die Bühne“. Mitarbeit an Theaterprojekten, Film- und Videodokumentationen. Seit 1995 Redakteur des „Spectrum“.

Seit einiger Zeit liegt er vor mir auf dem Schreibtisch: der dicke Pappschuber, zwei Bände fassend, mit „100 zeitgenössischen Architekten“. Eigentlich und vor allem: mit ihren Architekturen. Und es sind selbstredend nicht irgendwelche Architekten und nicht irgendwelche Architekturen, die Philip Jodidio, Spezialist in einschlägigen Kompendien, da versammelt hat. Es sei ihm um jene getan gewesen, „die in vorderster Reihe das Geschehen in der Architektur beeinflussen“, nicht um irgendwelche architektonischen Hinterbänkler.

Dass der Standard dieser „„hehren“ Beispiele“ im architektonisch Allgemeinen „nicht erreicht“ werde, davon ist Jodidio überzeugt. Wer dafür verantwortlich zu machen ist? Am wenigsten die Architekten: „Der Baugrund, das Budget, der Bauherr – alle diese Faktoren können unter Umständen genauso viel oder sogar mehr Einfluss auf den Erfolg oder Misserfolg eines Gebäudes haben als der Architekt und die Architektin selbst.“ Und überhaupt: „Sollte am Ende der Bauzeit irgendein Rest von Stil übrig bleiben, so wird dieser in der Regel mit den falschen Möbeln oder Topfpflanzen vom Bauherrn beseitigt.“ Haben wir uns doch gleich gedacht: Die böse Wirklichkeit macht noch die schönste Architektur kaputt. Kein Wunder, dass diese böse Wirklichkeit auch möglichst ausgespart bleibt, soll Architektur ins Bild gerückt werden. Architekturphotografie bedeutet nicht nur, aber auch in Jodidios Sammlung: eine Welt ohne Menschen. Geisterstädte, Geisterhäuser, Geisterlandschaften. Dass Architektur Form ist, na. Aber nur Form? Form, die sich womöglich ihrer Funktion und ihres Funktionierens schämt?

20 Jahre lang verwalte ich mittlerweile schon die Architekturseite des „Spectrum“, und ich wüsste nicht einmal annähernd die Zahl der Architekturbände zu nennen, die in dieser Zeit durch meine Hände gegangen sind. Aber die allermeisten zeigten, was sie zeigen wollten, genau so, wie es Jodidios Bände tun: leere Museen, leere Plätze, leere Straßen, leere Gänge, leere Zimmer und selbstredend nirgendwo auch nur die Andeutung einer Nutzung all der schönen Dinge, die sich da eine oder einer erdacht hat.

In diesen 20 Jahren habe ich zwar gut 1000 Architekturkritiken für das „Spectrum“ redaktionell betreut, aber ich habe keine einzige geschrieben. Aus gutem Grund: Ein Stab exzellenter freier Mitarbeiter voller Kennerschaft hat es mir erspart, auf einem Feld zu dilettieren, auf dem es mir an fachlicher Expertise mangelt. Ich bin kein Architekturkritiker und ich werde nie einer sein. Schon lange vor diesen 20 Jahren hat mich allerdings genau das beschäftigt, was nur allzu oft nicht nur in der Architekturphotografie, auch im architektonischen Fachdiskurs ausgeblendet bleibt: die Wechselwirkung zwischen Architektur und jenen, für die sie doch eigentlich bestimmt ist. Architektur wird uns präsentiert, als würde man uns ein Musikstück nur als Partitur vorhalten. Die Interpretation, die diese Partitur erst zum Klingen bringt, scheint nicht weiter von Belang, schon gar nicht ihre Interpreten, also wir alle, im Gegenteil: Beides wird offenkundig – und keineswegs nur bei Jodidio – als störend wahrgenommen. Jedenfalls solange es sich einer unmittelbaren Steuerung entzieht: Auffallend ist, dass im Unterschied zu den menschenleeren Architekturphotografien die Visualisierungen künftiger Projekte von – virtueller – Bevölkerung nur so wimmeln. Weil man sie praktischerweise genau dorthin zu platzieren vermag, wo's gerade gefällt ist? Architektur als Weltinszenierung, der Architekt ihr

Der Beitrag basiert auf einem Vortrag im Architekturforum Oberösterreich und ist erstmals im „Spectrum“ der Tageszeitung „Die Presse“ am 18. Jänner 2014 erschienen.



allmächtiger Regisseur, der ein Ensemble nur da zulässt, wo Eigenmächtigkeiten von vornherein ausgeschlossen sind: Ist es das, was Architekten wollen?

Das vergangene Jahr machte mich zum Bauherrn. Die Bauaufgabe, die es zu lösen galt, war von den Dimensionen klein, was die äußeren Zwänge betrifft hingegen quasi riesengroß: Thema war der Um- und Ausbau eines Reihenhauses aus den Zwanzigerjahren, eines der Vorzeigestücke der Wiener Siedlerbewegung. Die äußeren Zwänge sind rasch aufgezählt: die einschlägigen Bauvorschriften, die sowieso, weiters eine Art Ensembleschutz, der die Gestaltungsmöglichkeiten straßenseitig limitiert, dann noch ein strenger formaler Katalog, der von der Siedlungsgenossenschaft, der das Haus ja eigentlich gehört, vorgegeben wird – und vor allem die beschränkten finanziellen Mittel des Bauherrn, so ein Redakteursgehalt ist schließlich kein Alles-ist-möglich-Treffer in der Lotterie.

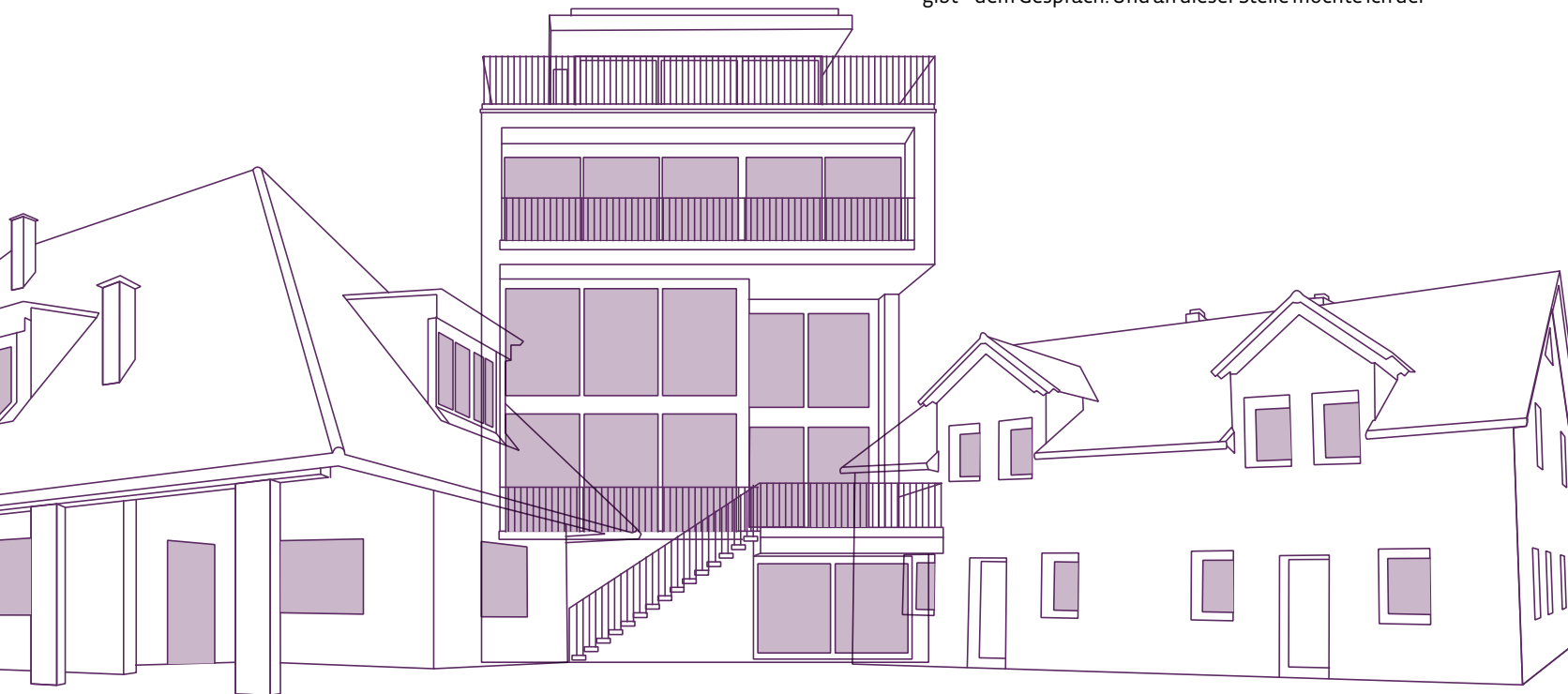
Insbesondere letztgenannter Punkt treibt Bauherren eher selten in die Arme der Architektenschaft, steht die Befassung dieser Zunft doch im Geruch, vor allem eines, nämlich kostspielig, zu sein. Entsprechende Hinweise, ich hätte mich mit meinem Umbauwunsch einer Architektin anvertraut, schien Nachbarn und andere Mitsiedler (und übrigens auch die Mitarbeiter der zuständigen Genossenschaft) immer ein Stück von mir abrücken zu lassen: als wolle man diesem offenbar vollkommen Wahnsinnigen denn doch nicht zu nahe kommen. Im Übrigen werden jedem Umbauwerber seitens der Genossenschaft die Dienste eines einschlägig erfahrenen Baumeisters angepriesen, der dann ohne sonderliche Ambition abliefert, was er halt abliefern kann.

Ergebnis: In der ganzen Siedlung, und es ist mit mehr als 1000 Wohneinheiten die größte in Wien, wird man die architektonische Fachmitwirkung an den zahlreichen Um- und Ausbauten der jüngeren Vergangenheit mutmaßlich an den Fingern einer Hand abzählen können. Mir jedenfalls ist bis dato nur ein einziger weiterer Fall bekannt geworden.

Und möglicherweise hätte nicht einmal ich den Gang in ein Architekturbüro gewagt, wäre da nicht jene Begegnung vor Jahren gewesen, die alles Folgende erst möglich gemacht hat. Eine junge Architektin bot sich an, Beiträge für die Architekturseite des „Spectrum“ zu schreiben und anlässlich eines Vorstellungsgesprächs zeigte sie mir eine Mappe mit ihren bisher umgesetzten Projekten. Da ging es immer wieder um die vielleicht aufregendste aller Künste: aus nichts mit Kreativität und klug disponierten Mitteln so viel zu machen, als hätte man über alles verfügt. Und damals war ich mir schon sicher: Würde ich jemals in die Lage kommen, das Siedlungshaus, es ist mein Elternhaus, für meine Zwecke adaptieren zu wollen, ich würde mich an diese Architektin wenden.

Vor drei Jahren war es dann so weit: Ich beauftragte die Architektin mit einem ersten Entwurf, Anfang vergangenen Jahres haben die Bauarbeiten begonnen, seit Ende September wohne ich mit Frau und Kind in dem Haus, und dass wir dort so zufrieden sind, hat einen seiner wesentlichsten Gründe darin, dass das gesamte Vorhaben vom ersten Tag an von wechselseitigem Austausch und von der gemeinsamen Suche nach gemeinsamen Lösungen geprägt war. Natürlich gab es da auch Auseinandersetzungen, natürlich gab es in dem einen oder anderen Detail unterschiedliche Positionen, natürlich hatten wir als Bauherren unsere Bedürfnisse und unsere Ressourcen, und die Architektin hatte ihre Ideen, ihre Vorstellungen und, ja, auch ihre ästhetische Handschrift, aber nichts davon war Selbstzweck, alles war dem gemeinsamen Ziel untergeordnet, unter schwierigen Bedingungen ein Ergebnis zu erreichen, wie es selbst unter viel besseren Bedingungen nicht besser hätte zustande kommen können.

Und wenn ich mir heute mein Siedlungshaus anschau, dann ist es nicht einfach das Ergebnis eines Planungsakts und seiner Umsetzung, dann ist es vor allem das Ergebnis von vielen Monaten der Kommunikation. Die Mauern, die Fenster, die Zimmer, vom Keller bis zum Dach, von den Böden bis zu den Lichtschaltern: Sie alle sind aus dem vielleicht kostbarsten Baumaterial gefügt, das es gibt – dem Gespräch. Und an dieser Stelle möchte ich der



Architektin danken, die all das ermöglicht hat: Sie heißt Judith Eiblmayr und hat übrigens vergangenen Herbst einen lesenswerten Band über die erstaunliche Siedlungsgeschichte von Strasshof herausgebracht.

Sicher bin ich nicht der Einzige, der, sei es als Architekt, sei es als Bauherr, schon solche oder wenigstens ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Doch das Bild des Architekten, wie es sich, nicht zuletzt befördert von Publikationen wie der eingangs erwähnten, in der Öffentlichkeit repräsentiert findet, entspricht dem geraden Gegenteil von dem eines Kommunikators. Da haben wir es mit dem einsamen Künstler zu tun, der mit großer Geniegebärde seine womöglich wahnwitzig übersteigerten Ideen aufs Papier oder auf den Computerbildschirm wirft, ohne Achtung für die Menschen, die betroffen sind, ohne Achtung für die Welt, die ihn umgibt, ohne Achtung für die Wirklichkeit. Und das zu Honoraren, die uns reinem den Atem nehmen. Dass die Wahrheit womöglich ganz anders aussieht, hat nicht viel zu bedeuten. Solange nicht einmal einer wie ich mit der größten Selbstverständlichkeit ein Architekturbüro betritt, wenn es der Sache nach angezeigt ist, so selbstverständlich, wie einer zum Arzt geht, wenn ihn der Magen drückt, so lange, meine ich, liegt ein ordentliches Stück Bewusstseinsbildung vor der Architektenschaft.

Denn es reicht nicht, mit noch so ambitionierten Vorzeigeprojekten die Welt zu bestücken. Die Qualität einer Architekturlandschaft zeigt sich für mich darin, dass sie die Allgemeinheit ganz und gar erfasst, Architektur nicht als exklusive Angelegenheit für eine Handvoll Auserwählter, seien es Private, seien es öffentliche Institutionen, sondern als etwas, was jedermann und jederfrau zu Diensten ist, wenn er/sie ihre Dienste benötigen.

Eine Architektur für alle muss das Ziel sein, nicht um eine heranwachsende und immer zahlreicher werdende Architektenschaft mit Arbeit zu versorgen, sondern weil so, und nur so, ein intelligenter, kreativer, schonender Umgang mit unseren natürlichen Ressourcen möglich ist, allen voran der vielleicht wichtigsten und gleichzeitig knappsten Ressource überhaupt: der Gestalt der Welt, die uns umgibt.

Dass wir davon noch ein gutes Stück entfernt sind, wird jeder wissen, der sich offenen Auges durch Österreich bewegt. Warum das so ist? Da muss ich auch vor meiner, der medialen Türe kehren.

Ein Gutteil architektonischer Berichterstattung heimischer Medien entfällt auf Architekten und auf Bauten, die so weit entfernt vom – sagen wir – Alltag in einem Wiener Arbeiterbezirk sind wie der Mann im Mond von der Wirklichkeit. Dieser Zug ins Sensationell-Spektakuläre hat unterschiedliche Hintergründe: zum einen den urmenschlichen, dass uns, also die Leser, Seher, Hörer, die Öffentlichkeit insgesamt, das offenkundig Außergewöhnliche zunächst einmal mehr interessiert als das, was seine besondere Qualität möglicherweise erst auf den zweiten, dritten Blick erweist oder womöglich erst in seiner freudvollen Nutzung über Jahre. Zum anderen darin, dass ein schiefer Winkel nun einmal leichter als „besonders“ zu erkennen ist als ein rechter, eine vielfach gekrümmte Titanplattenhaut eher wundert als schlichter Verputz, dass irgendein dekonstruktivistisches Glasgebirge eher staunen macht als der noch so raffiniert gewählte Rhythmus einer einfachen Lochfassade – und dass sich über Wolkenschlösser so viel einfacher schreiben lässt als über Differenzierung im Detail, wohldurchdachte Grundrisse, Sorgfalt in der Materialienwahl.

Verkürzt gesagt: 100 Zeitungszeilen über das Guggenheim-Museum in Bilbao haben wahrscheinlich hundert- oder tausendmal mehr Leser als der Bericht über ein noch so klug ausgeführtes Kleinspital in Hintertupfing, und man braucht nicht einmal einen intimen Kenner der Materie, der sie schreibt, das kann zur Not auch der lokale Korrespondent erledigen, der sonst nur über Wirtschaft oder Politik berichtet und sich im Übrigen keinen Pfup um Architektur schert – denn das Spektakel liefert auch ihm Erzählstoff in Fülle, und die Beschränkung auf 100 Zeitungszeilen macht eine darüber hinausgehende Auseinandersetzung überflüssig. Ergebnis: Es sind die Architektur gewordenen Hungerkünstler, die Damen ohne Unterleib, die Elefantenmenschen, die unser Bild davon, was zeitgemäße Architek-



tur ist, in der Öffentlichkeit maßgeblich bestimmen, eine Freakshow, die wir gern besichtigen, wie wir die Jahrmarktsensationen vergangener Tage besichtigt haben – mit wohligem Gruseln und zugleich in der Gewissheit, dass all das mit uns selber gottlob gar nichts zu schaffen hat.

Um nicht missverstanden zu werden: Zu den großen, faszinierenden architektonischen Eindrücken meines Reiselebens zählt unstreitig ein Besuch im Guggenheim-Museum zu Bilbao, und dass es nur beschränkt seiner eigentlichen Aufgabe dienlich ist, nämlich Ausstellungen die rechten Spielflächen zu liefern, sehe ich ihm jederzeit angesichts der Urwucht seiner äußeren Figur, seines inneren Raumgefüges und nicht zuletzt angesichts seiner so gut wie vollkommenen Positionierung im Stadtganzen nach. Nur: Stellen wir uns einmal eine Welt voller Guggenheim Bilbaos vor.

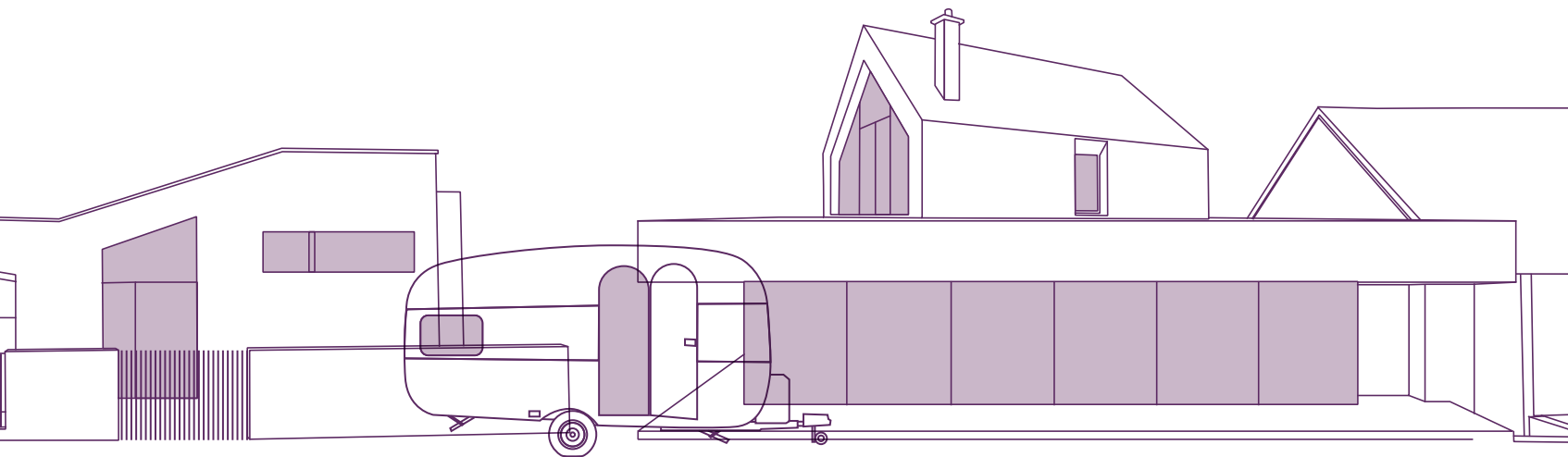
Das heißt: In Wirklichkeit gibt es die ja schon längst. Frank Gehrys Metallplatten-Etüden finden sich mittlerweile beispielsweise auch in Seattle, Los Angeles, Chicago oder Hannover. Wie sich überhaupt und ganz und gar global Städte, die etwas auf ihre Weltläufigkeit halten, an ihren Rändern oder auch in ihrer Mitte neuerdings eine Art Architekturzoo einrichten, in die ihnen die gerade angesagtesten Architekturschöpfergötter die seltsamsten Kreaturen setzen – weil diese Städte an dem mitnaschen wollen, was in jedes Handbuch der Tourismusindustrie mittlerweile als „Bilbao-Effekt“ Einzug gehalten hat. Ja, Architektur ist hip und hopp – aber welche Architektur?

Und wenn dann die zu Role Models gepushten Architektensuperstars den Mund aufmachen, dann ist das, was da herauskommt, mitunter so gar nicht angetan, den Eindruck der Weltfremdheit zu konterkarieren. Was soll sich, nur so zum Beispiel, ein angehender Häuselbauer denken, wenn er hört, dass einer der vornehmsten Vertreter internationaler Architektenzunft die x-fache Überschreitung der Baukosten seines Renommierprojekts kühl mit dem Hinweis rechtfertigt, um an einen solchen Auftrag zu kommen, müsse man halt lügen? Würden Sie Mitgliedern eines Berufsstands, dessen renommierteste Proponenten es

mit der Vertragswahrheit routinemäßig nicht ganz so genau nehmen, ihr über Jahrzehnte mühsam Zusammengespartes überantworten – oder auch nur einen Gebrauchtwagen abkaufen?

Mein Bild des Architekten ist ein ganz anderes: das eines Menschen, der seinen Beruf nicht zuletzt als einen sozialen versteht, fernab eines Geniekults, dafür aktives Mitglied einer Gesellschaft, an deren innerem, ästhetischem wie menschlichem Zusammenhalt er nicht nur teilhat, sondern wirkmächtig mitarbeitet. Es geht um den Diskurs, den Austausch, das Gespräch unter Gleichberechtigten, die ihre je eigenen Erfahrungen und Kenntnisse in diesen Diskurs, diesen Austausch, dieses Gespräch einbringen – zum Nutzen aller.

Ich weiß, dass es diese Architekten gibt, ich habe es nicht zuletzt selbst als Bauherr erlebt, und mit einiger Gewissheit sind sie sogar weit in der Mehrheit. Doch ihre Stimmen sind die leiseren – und deshalb gilt es, sie lauter zu machen. So laut, dass die paar Alphatiere, die heute das Erscheinungsbild des Architekten in der Öffentlichkeit dominieren, endlich die Rolle einnehmen, die ihnen im besseren Falle zusteht: als Anreger, Aufreger, Querdenker – nicht als Maß dafür, was es heißt, Architekt zu sein. ■



Im Wettbewerb: kgV und ggT

Kunst und Kultur haben es in der Krise gut, heißt es. Sie brauchen „Krise“ geradezu, um die bestehenden Verhältnisse hinterfragen und Neues etablieren zu können. Die Kunst muss sich selbst „Krisensituationen“ schaffen, um zu weiterführenden Setzungen vorzudringen. Es sind Akte der Kultur, die solche „Krisen“ herstellen und auch für beendet erklären können. Die Baukultur hat das Instrument Architekturwettbewerb hervorgebracht, in dem man eine produktive „Krisensituation“ des planenden Denkens sehen kann. In diesen Tagen der Krisenpermanenz – öffentliche Haushalte sind klamm, öffentliche Auftraggeber verzagt, souveräne Bauherren eine Seltenheit – ist nicht zu beobachten, dass temporäre „Krisen“ des Planens, insbesondere Architekturwettbewerbe, zu besonderer Blüte kämen. Vielmehr erodieren Wettbewerbsgrundsätze

und -methoden. Phänomen 1: Formal regulär angelegte Wettbewerbe werden inhaltlich durch zu viele Freiheitsgrade überfordert, sind dadurch letztlich irregulär. Phänomen 2: Anstandslos begonnene Realisierungswettbewerbe erweisen sich nach der Entscheidung für einen Gewinner als Testläufe für die Projektmachbarkeit, das Wettbewerbsversprechen war hohl. Phänomen 3: Auftraggeber verstehen Verfahren über Realisierungsplanung nicht als Vorentscheidung über die Planung, sondern nur über den Planer; das realisierbare Projekt soll erst nach der Auftragserteilung bestimmt werden. In diesen Phänomenen wird ein Interessenkonflikt Teilnehmer/Auslober sichtbar, der Architekturwettbewerb seit ihrer Erfindung umtreibt. Eine Assoziation zur Mathematik umreißt den Widerspruch zwischen den Perspektiven. Die Teilnehmer interessiert das kleinste gemeinsame Vielfache (kgV) der Aufgabe, das ist das kompakteste, konzeptiv straffste Projekt, das sowohl utilita-

ristische als auch ästhetische Ansprüche der Aufgabe erfüllt. Auch wirkliche Fachpreisrichter suchen danach. Die Auslober wollen dagegen den „größten gemeinsamen Teiler (ggT), das ist das aufwandsärmste Projekt, durch das sich die dem Projekt immanenten Widersprüche gerade noch ohne Rest auflösen lassen. Verfahren, die bei der Entscheidung nur einer der beiden Perspektiven folgen, sind keine Wettbewerbe. Die produktive „Krise“ des Architekturwettbewerbs besteht in der Preisgerichtskonsultation über die aushaltbare Differenz zwischen kgV und ggT. Diese Verhandlung beginnt in der Wettbewerbsvorbereitung und endet beim Wettbewerbsentscheid. Wird keine Kompromissformel gefunden, gibt es eine wirkliche Krise zusätzlich. Diese Zeit braucht Bauherren mit doppeltem Krisenbewusstsein. Walter M. Chramosta ■

Birnenempfehlung



Die klassische Glühbirne ist seit ihrem sinnlosen Verbot nur noch als Sinnbild im Einsatz. Immer dann, wenn eine innovative Idee illustriert werden soll, fällt Grafikern nichts ein. Außer der Birne. Wie gut, dass es neuerdings Birnen gibt, die uns Menschen von Intelligenzleistungen entlasten: Intelligente Birnen!

Philips hat die Intelligenz in die Birne gebracht. „HUE“ – das englische Wort für „Farbtönung“ – ist der Name der intelligenten Birne, die einen so wichtigen Beitrag zum „Intelligenten Haus“ leisten soll wie dieses zur „Intelligenten Stadt“. Drahtlos hängt sie am Internet. Gesteuert wird sie von einer Handy-App. Über diesem universalen Vernetzungszusammenhang schwebt nur noch die Cloud, und auf dieser Wolke sitzt, wie einst der liebe Herrgott, die NSA. Sie weiß nicht nur, wann du aufstehst und wann du zu Bett gehst, sondern auch, in welcher Stimmungslage du dich befindest, ob du dich erholsbedürftig fühlst und wie sehr

du unter Einsamkeit leidest. Kommst du abends nach Hause, ist deine Birne dank Geodaten schon vorinformiert und begrüßt dich „wie ein glücklicher Welp“, aber ohne Sabbern und angekaute Schuhe“ (Werbetext), indem sie sich schon vorweg einschaltet oder Farbton und Helligkeit verändert. Mit welchen Lichtsignalen sie dich dann über Börsen- und Sportspielstände auf dem Laufenden hält, wählst du selbst.

Die HUE kann jederzeit Urlaubsstimmung verbreiten. Dazu wählt man entweder ein eigenes Urlaubsfoto oder tauscht eines aus der HUE-Community und zieht es in die App. Sofort werden Farben und Lichtstimmung ausgelesen und „in den Raum gemalt“. Bei Hochstimmung kann auf Disco-Lichtorgel umgeschaltet werden. Damit ermöglicht die Birne, gedanklich mal so richtig abschalten zu können.

Intelligente Wesen erkennt man daran, dass sie ein Gedächtnis haben. Dass sie aus dem Abgleich momentan erhobener Daten mit denen der Vergangenheit Schlüsse ziehen. Und davon abgeleitet eigenständige Aktivitäten setzen. Das Intelligente Haus erkennt unsere Wünsche besser und früher als wir selbst. So werden wir am Ende nicht nur vom intelligenten Steuern, sondern auch vom Wünschen entlastet. Wolfgang Pauser ■

Zündempfehlung



Architektur müsse brennen, forderten Wolf D. Prix und Helmut Swiczinsky 1980 in ihrem viel beachteten Manifest. Beinahe wie die ironische Übersetzung dieses Schlachtrufs muten Naihan Lis Kerzen an. Maßstabsgetreu bilden sie die markantesten architektonischen Himmelstürme ab, unter anderen finden sich das Empire State Building, der Berliner Fernsehturm, das Shanghai World Financial Center oder der Taipei 101 in der Kollektion. An Inspiration wird es der Architektin und Designerin aus Peking auch künftig nicht fehlen, wird doch momentan in China bereits an weiteren Superlativen gebaut.

Die ökonomische Machtbezeugung wird in Wachs gegossen zum Inbegriff heimeligen Cocoonings, zurückgezogen in die eigenen vier Wände lässt sich so doch ein Funke weite Welt ins Wohnzimmer zaubern. Vielleicht meint sogar der eine oder andere der-

art der rauen Urbanität anonymer Großprojekte im Privaten zumindest symbolisch eins ausweisen zu können.

Vielleicht aber sollen die brennenden Miniaturtürme im Sinne eines memento mori an die Vergänglichkeit alles durch den Menschen Geschaffenen erinnern. Denn auch wenn die ältesten Konstruktionen längst erloschener Zivilisationen noch heute der Zeit trotzen, werden sie schlussendlich doch auch vollkommen verfallen sein.

Aus einer anderen Warte betrachtet könnte auch von genderkritischem Design, das einen Brandanschlag im Kleinen auf das phallogozentrische Weltbild heutiger Skylines verübt, die Sprache sein. Wie auch immer Sie die Objekte interpretieren, nun kann vermeintlich jeder Architektur zum Brennen bringen.

www.naihanli.com Redaktion ■

Grenzfälle der Leistungsfähigkeit in öffentlichen Vergabeverfahren

Das BVA hatte sich mit der Frage zu beschäftigen, ob ein Bauunternehmer geeignet ist, den ausgeschriebenen Auftrag – nämlich die Errichtung eines Stahldaches beim Umbau des Hauptbahnhofes Salzburg – auszuführen.

Hinsichtlich der technischen Leistungsfähigkeit wurde in den Ausschreibungsunterlagen gefordert, dass Bieter u. a. „mindestens 2 bis maximal 4 vergleichbare Aufträge“ nachweisen müssen. Die Auftragsausführung hat nach der EN 1090-2 und den darin festgelegten Ausführungsklassen zu erfolgen.

Die Antragstellerin (zweitgereichte Bieterin) brachte vor, dass das ausgeschriebene Stahldach eine besondere Komplexität aufweise, was eine unüblich hohe Genauigkeit in der Ausführung erfordere. Die Referenzprojekte der präsumtiven Zuschlagsempfängerin seien nicht vergleichbar, weil sie keinen ähnli-

chen technischen Schwierigkeitsgrad aufweisen würden.

Das BVA kam zu einem anderen Ergebnis: „Vergleichbar“ bedeutet nicht gleich oder gleichwertig. Da die Referenzen in ihrer technischen Komplexität und in ihrem Umfang dem Auftrag vergleichbar sein müssen, können in diesem Fall die in den Ausschreibungsunterlagen geforderten Ausführungsklassen als Vergleichsmaßstab herangezogen werden. Die vorgelegten Referenzprojekte, welche nach denselben Ausführungsklassen der EN 1090-2 ausgeführt wurden, genügten daher für die Vergleichbarkeit.

Betreffend die finanzielle und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit musste jeder Bieter ein KSV-Rating von weniger als „500“ nachweisen. Die Antragstellerin argumentierte, dass es der präsumtiven Zuschlagsempfängerin trotz niedrigem KSV-Rating an der erforderlichen Leistungsfähigkeit fehle. Da sie bisher nur einen Umsatz von rund 4 Mio. Euro im Jahr erwirtschaftete und der geschätzte Auftragswert bei rund 3 Mio. Euro liege, betrage ihr „Projektrisiko“ nämlich mehr als 0,2. (Das „Pro-

jektrisiko“ ist das Verhältnis von Auftragssumme ohne USt zum durchschnittlichen Jahresumsatz der letzten drei Jahre und sollte nach der „Oberndorf-Formel“ nicht über 0,2 liegen.)

Das BVA sprach dazu aus, dass die Leistungsfähigkeit nicht nur anhand der Ausschreibungsunterlagen, sondern auch anhand der Anforderungen des Auftrags zu messen ist. Daher ist im gegenständlichen Fall auch die Höhe des Projektrisikos zu prüfen, das bei der präsumtiven Zuschlagsempfängerin tatsächlich deutlich über der Grenze von 0,2 lag. Nach einer Gesamtbetrachtung – auch von zusätzlichen vorgelegten Unterlagen wie einer Bankauskunft und einer Auskunft von Gebietskrankenkasse und Finanzamt – kam das Gericht zu dem Ergebnis, dass die finanzielle und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit dennoch gegeben ist.

(BVA 4.10.2013, N/0088-BVA/10/2013-40)

Gregor Stickler/Martina Windbichler
(Schramm Öhler Rechtsanwälte
www.schramm-oebler.at) ■

„Entartete Baukunst“? Zum Umgang mit dem Neuen Bauen 1933–1945

Anke Blümm
Wilhelm Fink Verlag 2013

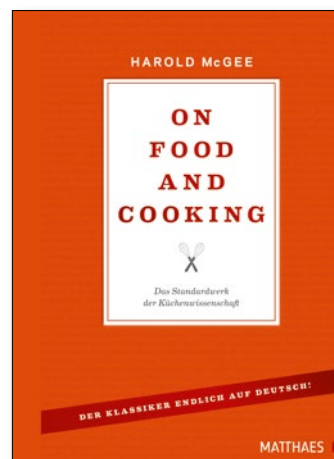


„Aus einer Kiste wurde ein Haus“: Worüber eine Hamburger Zeitung 1933 mit großer Freude berichtete, hatte seit der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland System: die gezielte Beseitigung moderner Architekturelemente. In ihrem Buch „Entartete Baukunst“ hat Anke Blümm das wissenschaftlich bislang kaum beachtete Phänomen der Entmodernisierung von Bauten in der Zeit

des Nationalsozialismus untersucht. Da man schwerlich alle Häuser, die der Ästhetik der Moderne gehorchten, abreißen konnte, setzten die nationalsozialistischen Stadtverwaltungen vor allem auf eine Maßnahme: Gebäude mit Flachdächern bekamen Sattel- oder Walmdächer aufgesetzt. „Wohnmaschinen in wildem Kubismus aus Glas, Eisen und Beton“, beschrieb eine Bauzeitschrift derartige „Steildach-Aktionen“, werde „ein heimatliches Gewand“ übergeworfen. Wer aber glaubt, modernes Bauen sei im Dritten Reich unmöglich gewesen, der irrt. Anders als etwa in der bildenden Kunst gab es keinen Baustil, der explizit als „entartet“ gebrandmarkt war. Nicht zuletzt aufgrund widersprüchlicher Äußerungen der Naziführung gab es für Architekten und Baufachleute keine eindeutigen Richtlinien. So kam es dazu, dass im Industrie- und Rüstungsbau bis in die 1940er-Jahre hinein modern gebaut wurde, durchaus auch mit Flachdächern. Auch dieser Aspekt wird in Blümm's exzellenter Arbeit angesprochen, der Fokus freilich liegt auf der Entmodernisierung, in der sich der Nationalsozialismus nicht nur von seiner totalitären, sondern auch von seiner miesigen Seite zeigt.

On Food and Cooking Das Standardwerk der Küchenwissenschaft

Harold McGee
Matthaes Verlag



Warum wird Eiklar weiß und hart, wenn man es erhitzt? Warum hat aufgewärmtes Fleisch einen schalen Geschmack? Wie wird Bier richtig gelagert? Wer die Antworten auf diese Fragen sucht, der wird in „On Food and Cooking“ von Harold McGee fündig. Dieses 1984 erstmals erschienene „Standardwerk der Küchenwissenschaften“ liegt nun endlich in deutscher Sprache vor. Es ist eines jener Nachschlagewerke, in

dem man nur kurz etwas nachlesen möchte und sich dann für Stunden darin verliert. Man hat sich zwar nie gefragt, wie Karl der Große auf den Geschmack von Schimmelkäse kam oder warum Pflanzen keine Muskeln haben – aber hier liest man es mit großem Interesse. Auf ebenso klare wie fundierte Weise werden in dem fast 1000 Seiten starken Band Basiswissen über Grundnahrungsmittel ausgebreitet, traditionelle und moderne Methoden der Nahrungsmittelproduktion erläutert und die naturwissenschaftlichen Grundlagen des Kochens dargelegt. Nach der Lektüre weiß man, welche Substanzen Geschmack hervorbringen, wie man Weinreste am besten aufbewahrt und kennt die Historie des Brotes. Eine Pflichtanschaffung nicht nur für Lebensmitteltechniker, sondern schlichtweg für alle, die verstehen wollen, was passiert, wenn wir kochen, essen und genießen. Michael Krassnitzer ■

„Fotografie ist Verführung“ |

Die Architekturfotografin und Künstlerin Margherita Spiluttini im Porträt

Anna Soucek

geboren in Wien, Studium in London. Mitarbeit an Ausstellungen, Mitbegründung des forum experimenteller architektur. Freie Mitarbeit bei Radio Österreich 1 (Kunstradio, Leporello, Diagonal, Nachtquartier)

Wenn sie einen Raum betritt, sieht Margherita Spiluttini gleich Fotos, das geht ganz automatisch, sagt die Fotokünstlerin. Ein Patentrezept, wie Architekturen, ob Einfamilienhäuser, Interieurs oder Ingenieurbauten, abzulichten sind, hat sie nicht. Dennoch erkennt man in ihren Arbeiten eine Haltung, einen künstlerischen Anspruch, der dem Bauwerk ebenso Respekt gebietet wie den Umständen, unter denen das Foto entsteht. Das Spektakel ist es nicht, was sie bei Bau-Objekten sucht, sondern vielmehr Feinheiten im Raumaufbau, subtile Eingriffe, Materialitäten, erst auf den zweiten Blick erkennbare Besonderheiten, die ein Objekt und seine Umgebung ausmachen. Schwierig zu fotografieren findet sie hingegen plakative architektonische Äußerungen, die auf Effekte aus sind, „das ist ein bisschen langweilig für mich“, sagt sie. Seit sie begonnen hat, Architekturen zu fotografieren, hat sie zahlreiche Ausstellungen, unter anderem im Architekturzentrum Wien, gestaltet, sie hat Monografien herausgebracht und im Auftrag von namhaften Architekten, etwa Herzog & de Meuron, deren Bauten dokumentiert. Viel beachtet ist Margherita Spiluttinis Serie „Nach der Natur. Konstruktionen der Landschaft“, im alpinen Raum entstandene Aufnahmen von Lawinerverbauungen, Tunnels, Brücken, Paßstraßen, Steinbrüchen, Schluchten und Stauseen – gebaute Landschaft und zugleich Ingenieurleistungen, die den Unwirllichkeiten der Natur trotzt.

Als Architekturfotografin begann Margherita Spiluttini zu arbeiten, als es diesen Beruf in Österreich noch nicht gab. 1947 in Schwarzach im Pongau geboren, hatte sie ihren Vater, einen Baumeister, als Jugendliche oft auf Baustellen begleitet. In Innsbruck machte sie eine Ausbildung als medizinisch-technische Assistentin, danach arbeitete sie – mit Kenntnissen der medizinischen Fotografie – am Wiener AKH in der nuklearmedizinischen Abteilung. Sie heiratete den ebenfalls in Schwarzach gebürtigen Architekten Adolf Krischanitz, der als HTL-Schüler ein Praktikum im Baubetrieb ihres Vaters gemacht hatte. Nach der Geburt ihrer Tochter begann sie zu fotografieren, einfach so, wie sie sagt, als Hobby. Sie machte Fotoreportagen für Zeitschriften und begleitete die Frauenbewegung. Im Austausch mit den Architektur-Avantgardisten der 1970er-Jahre und auch im intellektuellen Umfeld des Forum Stadtpark entwickelte sie ihr Verständnis von Architektur und entdeckte erweiterte Möglichkeiten der Fotografie – ihre eigentliche fotografische Bildung habe sie über Veranstaltungen der Grazer Camera Austria erhalten, meint sie heute: „Ich habe unheimlich viel gelernt, einen Blick bekommen für Raumsituationen, Lichtreflexionen, Durchblicke, Körperlichkeiten innerhalb der Architektur – und die Übung war, das auch darzustellen.“ Seit 1981 ist Spiluttini als freischaffende Fotografin tätig. Neben den Fotos für Architekturrezensionen von Otto Kapfinger und Dietmar Steiner in der Tageszeitung „Die Presse“ war der Auftrag, rund 500 Bauwerke für einen von Adolf Krischanitz und Otto Kapfinger für die Österreichische Gesellschaft für

Architektur herausgegebenen Wienführer zu dokumentieren, für Spiluttini der Einstieg in die professionelle Architekturfotografie.

„Das war eine ungeheuer interessante Zeit“, sagt sie, „weil auch die Fotografie selber einen ganz anderen Stellenwert hatte. Während die Fotografie vorher sehr anekdotisch und narrativ war, begann man im Laufe der 1970er- und 80er-Jahre das Medium neu zu bewerten, die Einflusskraft der Fotografie anzuerkennen und auch ihren Kunstcharakter wahrzunehmen. Diese Zeit war für mich geprägt von einer Atmosphäre der Erneuerung. Für mich persönlich, indem ich mich beruflich orientieren musste, auch im Hinblick auf meine weibliche Identität, weil es eine Zeit der gesellschaftspolitischen Veränderung war. Das hat meine Sicht auf die Architekturfotografie natürlich geprägt.“ Wie ein begehbare und benutzbares Bauwerk als zweidimensionales Foto dargestellt werden kann, diese grundlegende Frage hat Spiluttini – auch mit wachsender Erfahrung – stets begleitet, fehlen doch auf einem Foto nicht nur die dritte Dimension, sondern auch die Gerüche, die Geräusche, der Wind, die Wärme oder Kälte, die Umgebung eines Bauwerks. Fotografie erfordere daher, so Spiluttini, unheimlich viel Interpretation durch die Betrachter. In Wirklichkeit sei Fotografie eine Abstraktion der Wirklichkeit, sie könne daher nicht den Anspruch erheben, Wirklichkeit abzubilden.

Margherita Spiluttini fotografiert heute nur noch wenig, greift aber für Ausstellungen und Publikationen auf ihr rund 100.000 Fotos umfassendes Archiv zurück. Für ihre aktuelle Ausstellung „Täuschung und Leere“ in der Christine König Galerie (seit 14. März 2014) hat sie aus ihrem Archiv Bilder von Architekturen ausgesucht, die nicht mehr existieren, Innenräume, die wegen des Ablebens der Bewohner geräumt wurden, wie die Wohnungen von Margarethe Schütte-Lihotzky, Victor Gruen oder Karl Schwanzer; eine durch einen Brandanschlag zerstörte Skulptur; oder Häuser, die aufgrund von Spekulationsverlusten abgerissen wurden. Einen architekturhistorischen Zusammenhang will Spiluttini mit diesem Querschnitt ihres Werks nicht darstellen, sagt sie.

„Alle Architekturen haben ihre Geschichte, auch wenn diese nicht erkennbar sein muss. Ich selbst war mit allen verbunden, allein dadurch, dass ich sie fotografiert habe, als sie noch da waren.“ Zum Thema „Täuschung“ zeigt Spiluttini unter anderem eine Aufnahme der gemalten Scheinkuppel in der Jesuitenkirche, fotografiert vom perspektivisch richtigen Standpunkt, und stellt sie einem Foto der Michaelerkuppel, die wie eine Fälschung aussieht, gegenüber. Während in der Architektur oft etwas vorgetäuscht wird, kommt Spiluttini ohne die blickmanipulierende Bearbeitung ihrer Fotos aus. Sie hat stets analog fotografiert und möglichst ohne künstliche Beleuchtung. Was anderen Fotografen als zu retouchierender Makel ist, ob unpässliches Wetter oder Spuren menschlicher Anwesenheit, trägt bei Spiluttinis Fotografien zu ihrer Perfektion bei. ■



Fehlanzeige Das urbane Dorf

Die Konzeption des „urbanen Dorfs“ inmitten der Stadtlandschaft ist mehr Wunschbild als Wirklichkeit. Es handelt sich um eine Projektion, in der eine nachvollziehbare Sehnsucht nach Kleinmaßstäblichkeit und vormoderner Ordnung zum Ausdruck kommt. Die überschaubare Welt des Grätzels bildet eine schützende Insel der Behaglichkeit im anonymen Häusermeer. Die unmittelbare Nachbarschaft wird zum kollektiven Wohnzimmer erklärt und vom urbanen Chaos abgegrenzt. Das urbane Dorf ist aber keineswegs nur eine harmlose Idylle. Es ist auch ein trojanisches Pferd, in dessen Innerem antiurbane Ressentiments lauern. Die ambivalente Rezeption genuin urbaner Erfahrung, die das einzelne Individuum durch Unvorhersehbares immer wieder herausfordert, hat im Dorf inmitten der Stadt ihren einstigen kulturellen Mehrwert verloren. Vom weichgezeichneten Bild abweichende Objekte und Praktiken werden gerne durch mehr oder weniger subtile Mechanismen des Ausschlusses an den Rand gedrängt – dorthin, wo die Reststadt ihren Anfang nimmt. Die Urbanität, die erst im unauflösbaren Spannungsfeld zwischen klein- und großmaßstäblichen Systemen entsteht, ist hingegen nicht immer leicht konsumierbar, oft nur aushaltbar. Aber der Preis kann dann manchmal auch altmodisch Authentizität heißen:

Leben statt Idylle. André Krammer ■



Christian Kühn, Kommissär des österreichischen Beitrags zur diesjährigen Architekturbiennale in Venedig, geht mit dem Ausstellungskonzept der Typologie von Parlamenten als Räume der Macht nach.

Das nächste Heft Als Kurator der diesjährigen Architekturbiennale in Venedig wirft Rem Koolhaas die Frage nach den „fundametals“ der Architektur auf. In der kommenden Ausgabe geht das KONstruktiv entsprechend den Grundlagen der Architektur sowohl auf konstruktiver als auch gestalterischer Ebene nach. Darüber hinaus werden die Grundlagen technischer Berechnungen sowie die soziologischen Grundbedürfnisse an die Architektur beleuchtet.



Von oben betrachtet wirkt das Feld wie das Fell einer Giraffe. Handelt es sich um ein gentechnisches Experiment, das deren DNA in den Hafer sticht? Oder um Land-Art, die solchen Pflanz kritisieren will? Tatsächlich ist das natürlich wirkende Muster künstlich hergestellt. Eine Computergrafik, übersetzt ins großformatige Medium der Bepflanzung. Der Traktor wurde elektronisch hochgerüstet, die Saatmaschine zu so etwas wie einem Tintenstrahldrucker umgebaut. Auf den Flecken ist nun Hafer gewachsen, in den Säumen dazwischen sind Kräuter und Blumen gesprossen.

Benedikt Groß, Pionier des „Generativen Gestaltens“, ist mit seinem „Avena+ Test Bed“ zufrieden und erntet Zustimmung von vielen Seiten. Denn der von ihm programmierte Algorithmus verfolgt mehrere Ziele. Im Freilandversuch wird „Precision Farming“, computergesteuerte Landwirtschaft, erprobt. Die Biodiversität soll unterstützt werden. EU-Subventionsprogramme werden erfüllt, die Probleme von Monokulturen gemildert, der Einsatz von Chemie zur Schädlingsbekämpfung reduziert. Auch die Umstellung des Ackerbaus von Nahrungs- auf Energieproduktion wird getestet. Nicht zuletzt kann auf diese Weise die Bebauung von Landflächen kompensiert werden, nach dem Vorbild des Handels mit Emissions-Zertifikaten.

Die generative Landschaftsgestaltung folgt dem Prinzip, dass der Computer zum Gestalter wird und der Gestalter zum Programmierer. Musterbildung, die sich nach vorgegebenen Parametern selbst organisiert, verbindet neuerdings Natur, Technik und Ästhetik. Ob das Experimentier-Feld im süddeutschen Unterwaldhausen ein Muster für die geprintete Landschaft der Zukunft ist, kann nicht der Blick von oben, kann nicht einmal der weiteste Weitblick erkennen. • Wolfgang Pauser •